

DIE SCHNELLIGKEIT DER DÄMMERUNG

LEA CATRINA

# Die Schnelligkeit der Dämmung

ARIS  
VERLAG

*Für Luca,  
für immer.*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Mit freundlicher Unterstützung



**Kanton Zürich**  
**Fachstelle Kultur**



Kulturförderung Graubünden. Amt für Kultur  
Promoziun da la cultura dal Grischun. Uffizi da cultura  
Promozione della cultura dei Grigioni. Ufficio della cultura

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage

© 2021, Arisverlag

(Ein Unternehmen der Redaktionsbüro.ch GmbH)

Schützenhausstrasse 80

CH-8424 Embrach

[www.arisverlag.ch](http://www.arisverlag.ch) | [www.redaktionsbüro.ch](http://www.redaktionsbüro.ch)

Coverfoto: © Xenya/Photocase.de

Umschlaggestaltung und Satz: Kulturkonsulat GbR –

Lynn Grevenitz | [www.kulturkonsulat.com](http://www.kulturkonsulat.com)

Lektorat: Katrin Sutter und Red Pen Sprachdienstleistungen e.U.

Druck: CPI books GmbH, [www.cpibooks.de](http://www.cpibooks.de)

ISBN: 978-3-907238-08-0

*«Wenn Musik die Nahrung der Liebe ist,  
so spielt fort.»*

WILLIAM SHAKESPEARE

Was ihr wollt

*«Achte gut auf diesen Tag,  
denn er ist das Leben –  
das Leben allen Lebens.»*

RUMI

# I

*«Natürlich war es eine Tragödie.  
Das ist es immer.»*

Mutter würde diese Geschichte anders erzählen. Sie würde die Details weglassen, sich auf das große Ganze konzentrieren und dann erst auf den einen Tag zu sprechen kommen, nach dem nichts mehr war wie zuvor.

Als mein Vater damals ging, wusste sie, dass er nicht wiederkommen würde. Trotzdem hat sie gelächelt und ihm hinterhergewinkt, vielleicht damit ich noch einen Tag länger das Gelb der Tulpen in unserem Vorgarten bestaunen konnte. Ich war fünf Jahre alt und hatte soeben gelernt, mir die Schuhe selbst zu schnüren.

Dieses Bild, wie Mutter auf den Stufen vor unserem Haus stand, während Vater die Kofferraumklappe zufallen ließ, wie ihre roten Locken im Wind tanzten und die Sonne ihre Haut zum Leuchten brachte, ist eines von vielen, die ich nie begreifen werde.

Nur ich war ihr geblieben.

«Dich werden sie mir nicht nehmen, Livi», sagte sie eines Abends zu mir. Wir saßen auf dem Wohnzimmerboden und setzten gerade ein Puzzle zusammen, *Bal du moulin de la Galette* von Renoir.

Das dreckige Geschirr vom Mittag stand noch auf dem Tisch und füllte den Raum mit dem Geruch von verbranntem Öl und geröstetem Brot. Sie lehnte sich zu mir rüber und griff nach meinem Arm.

«Niemand wird dich je mehr lieben als ich. Versprich mir, dass du immer daran denken wirst.» Ihr Morgenmantel war nicht richtig zugebunden, gab den Blick auf ihre schwere, müde Brust frei. Manchmal stellte ich mir vor, wie es wäre, in ihrem Körper zu leben.

«Ich verspreche es», sagte ich.

Schon bald fragte ich nicht mehr nach Vater, auch wenn ich ihn mir heimlich zurückwünschte. Für sie war ich bereit zu vergessen, dass ich einen Vater hatte. Aber Louis konnte ich nicht vergessen.

Als Kind dachte ich nicht in langen, zusammenhängenden Sequenzen. Alles, was mir geblieben ist, sind verschwommene Bilder, denen nur andere eine Bedeutung geben können. In einem war Vater da und im nächsten fehlte er. In einem war ich eine Schwester und im nächsten keine mehr.

Wer außer meiner Mutter würde sich daran erinnern?

Es war eine jener Geschichten, die irgendwann selbst ihren Weg zurück an die Oberfläche fand. Dabei wollte ich das gar nicht. Ich hatte einfach genug von allem, vom dröhnenden Himmel über der Stadt, von der Stille zwischen den Wänden, vom Leben der anderen. Von meinem Leben. Also machte ich nur einen Schritt in eine andere Richtung. Ist es nicht immer so? Man weiß nie, was dann passiert.

Ich habe ihr geglaubt.

Ich habe ihr fast immer geglaubt.

## II

*«Vielleicht erinnerst du dich,  
wie wir den Himmel bestaunten, mit Wolken,  
nichts weiter als Eischnee.»*

Das Klingeln des Glöckchens über der Eingangstür hatte ich schon immer als zu klischeehaft empfunden, aber es gefiel Mutter. Und jedes Mal, wenn sie es hörte, blickte sie auf. Jedes Mal. Gleich am Eingang standen frisch geschnittene Anemonen, der Stückpreis für einmal nicht zu niedrig, weil Mutter nicht da war.

In einem Blumenladen ist immer alles wahnsinnig besonders. Jemand ist gestorben, jemand heiratet, jemand will seine Frau überraschen oder sich bei einer guten Freundin bedanken. Der Tod, die Liebe, hurra, danke. Ich war nur da, um ihre Post abzuholen. An diesem Tag hatte sie nicht angerufen, zum ersten Mal seit der letzten Einweisung. Auch wenn ich anfangs noch geduldig auf mein Telefon gestarrt und gewartet hatte, konnte ich wenig später meine Erleichterung über dessen Stummbleben kaum leugnen. Ich war nicht weiter beunruhigt, bald würde ich sie besuchen.

Marie war gerade dabei, eine Kundin zu bedienen, und zwinkerte mir zu, als ich das Geschäft betrat. Bevor ich mich ins stille Büro zurückzog, um auf sie zu warten, roch ich an dem Bouquet,

das auf dem Ladentisch zur Abholung bereitstand. Zu groß, zu viel, bestimmt für die Schwiegermutter, dachte ich.

Die Post, nur zwei Briefe, ein Post-it auf dem oberen. Ich setzte mich auf den Stuhl, nahm ein Bonbon aus der Dose auf dem Tisch und schob die Briefe in meine Handtasche. Sie hatte ihn immer noch, den kleinen Kaktus, den ich ihr zu Weihnachten geschenkt hatte. Ich hörte wieder das Klingeln der Ladentür, Marie schnippte mit den Fingern auf dem Weg ins Büro.

«Sind es nur die zwei Briefe oder hast du noch mehr?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Wie geht es ihr?», fragte Marie und wandte ihren Blick von mir ab. Ich fuhr mit den Fingern über die Stacheln des kleinen Kaktus.

«Unser letztes Telefonat war gut», sagte ich. «Sie hat mir von der neuen, großen Pflanze im Gemeinschaftsraum erzählt, davon, wie unglaublich hässlich sie ist.» Wir lachten. «Ich konnte nebenbei sogar meine Schallplatten sortieren.» Mein Zeigefinger und mein Daumen lagen immer noch auf den Kaktusstacheln. Ich dachte darüber nach, zuzudrücken.

Mutter stellte selten Fragen, wenn wir telefonierten. Und wenn doch, waren es immer die gleichen. Wie es Alex ging. Wie es im Job lief. Wann ich sie das nächste Mal besuchen würde. Ob die Nachbarin noch lebte. Gerade genug, um den Anschein von Vertrautheit zu erwecken.

«Richte ihr bitte aus, sie soll sich keine Sorgen machen», sagte Marie. «Ich kümmere mich hier um alles.»

«Mach ich. Muss jetzt los.»

«Zwingen die dich immer noch, diese schwarzen Sachen zu tragen?» Sie zeigte auf den Ärmel meiner verblichenen Bluse.

«Wir sollen nicht unnötig auffallen, nur unsere Arbeit machen», sagte ich. «Eine Sache weniger, über die ich mir den Kopf zerbrechen muss.» Ich dachte an mein neues Blumenkleid, das ich erst vergangene Woche im Secondhandshop zwei Straßen weiter entdeckt hatte. Das verspielte Muster erinnerte mich an gebräunte Beine und noch nicht ganz eingezogene Sonnencreme, den Duft der Sorglosigkeit. Die Verkäuferin wollte zwanzig, ich gab ihr fünfzehn. «Es ist deins», hatte sie gesagt und mir das Kleid gereicht, als hätte es schon immer mir gehört.

Als ich ging, betrachtete ich mein Spiegelbild in der Glastür, ohne mich zu fragen, ob mir gefiel, was ich sah. Nichts weiter als eine geübte Geste.

AV

Meine Mittagspause begann kurz nach zwölf Uhr. Etwas früh, denn die Tage im Einkaufszentrum waren lang. Ich ging zum Bäcker auf der untersten Ebene, danach schlenderte ich durch die Geschäfte.

In der Kosmetik-Abteilung waren um diese Zeit viele Teenager. Sie spielten mit Lippenstift, Rouge und Lidschatten, als wären es Schlüssel zum Glück, drängten sich um die kleinen Spiegel und bemalten sich mit einer Hingabe, mit der sie in diesem Alter wohl nur wenig taten. Ihre weichen Züge gaben erst ansatzweise preis, was darunter schlummerte. Die Haut nur hier und da von Erscheinungen der frühen Jugend durchbrochen. Sie bereiteten sich vor, probten für ihren Auftritt vor einem imaginären Publikum. Ich wusste noch genau, wie sie sich anfühlte, diese Sehnsucht nach



Anerkennung. Dieses Gefühl, permanent beobachtet und beurteilt zu werden. Zu dick. Zu dünn. Zu stark geschminkt. Schlecht gefärbte Strähnen. Pickelgesicht. Zu nuttig. Zu brav. Zu erwachsen. Noch zu sehr Kind. Uncool. Ein Dickicht aus Attributen, dem man den Kampf angesagt hatte, jeden Tag aufs Neue. Das brauchte sehr viel Aufmerksamkeit. Genau wie Mutter. So viel, dass ich es versäumt hatte, in der Schule richtig aufzupassen. Ich war oft nicht da gewesen, hatte mich auf der Terrasse eines leer stehenden Hauses versteckt, um den ganzen Tag zu rauchen und Süßigkeiten zu essen, bis mir schlecht wurde. Falls ich doch zur Schule ging, setzte ich mich danach manchmal in den Bus und fuhr endlose Schleifen, starrte aus dem Fenster und fragte mich, wann der Chauffeur mich wohl ansprechen würde. Ob er wusste, dass ich nirgendwo anders hingehen konnte, um meinem Leben zu entfliehen? Er sagte nichts, als ich ausstieg, und auch nicht, als ich ein paar Tage später wieder mit ihm Schleifen fuhr.

Meine Freundinnen gingen irgendwann aufs Gymnasium. Sie begannen zu studieren, hatten Pläne, träumten von ihrer Zukunft. Während ich weiter das Make-up meiner Mutter klaute und darauf wartete, erwischt zu werden.

Ich fand den Lippenstift in der Farbe «Black Cherry» und ging zur Kasse.

Als ich endlich die schwarzen Klamotten ausgezogen hatte, warf ich sie zusammengeknüllt in meinen Spind. Fast lautlos landeten sie in der Dunkelheit. Alle paar Wochen packte ich alles in eine große Tasche und wusch es in der stampfenden Waschmaschine, die neben meiner Badewanne stand.

Ich zog ein sauberes T-Shirt an und streifte erschöpft die Jacke über. Das kalte Leder auf meinen Armen machte mich wach.

Stephs Bar war nur wenige Querstraßen entfernt. Weit genug, um das Kaufhaus nicht mehr im Blick zu haben, aber nahe genug, dass ich bequem zu Fuß hingehen konnte. Es war ein Abend ohne Mond. Der tagsüber hohe Puls des Verkehrs hatte sich beruhigt. In der Kälte vergaß ich meine Müdigkeit und der Gedanke an einen Drink ließ mich schneller gehen.

Erleichtert stieß ich die schwere Tür auf, die Bar war voll. Dunkle Silhouetten in gedimmtem Licht, Taschen und Jacken überall. Der sündige Geruch von heißem Frittieröl und verschüttetem Bier. Und kein freier Stuhl am Tresen.

«Liv!», rief Steph quer durch den Raum, als er mich entdeckte. Ich drängte mich zu ihm durch, vorbei an all den Gestalten, die ihr Pint runterstürzten, als wäre es das letzte ihres traurigen Lebens. «Jungs, macht Platz», bat Steph ein paar Typen, die vor ihm an der Bar saßen. «Wollte sowieso gerade gehen», stand einer von ihnen auf und verschwand in der Menge.

«Danke», sagte ich, stieß mich mit beiden Händen am Tresen hoch und gab Steph einen Kuss auf die Wange. «Du bist mein Held.»

«Nein, bin ich nicht, Schätzchen. Der hat seit einer Stunde mit seinem Drink rumgespielt, anstatt zu bestellen.»

«Vielleicht hätte er lieber mit dir gespielt.»

«Sag mal, was macht eigentlich eine junge Frau wie du alleine in einer Bar? Mit dir stimmt doch was nicht.»

Er mixte mir einen Martini, während Timo, einer seiner Angestellten, sich hinter ihm durchzwängte. Ich leerte den Drink in

einem Zug, und für einen Moment war die Welt gut zu mir. Ich mochte Steph schon immer auf eine Weise, über die ich nicht nachzudenken brauchte.

«Darf's noch einer sein?», fragte er.

«Nein danke, ich muss noch die vom letzten Mal bezahlen.»

Er zuckte mit den Schultern, ging kurz weg und kam mit einem weiteren Drink und einem Stapel kleiner Zettel zurück.

«Diese meinst du?»

Ich nickte.

«Also den hier kann man fast nicht lesen.» Er zerknüllte den Zettel und warf ihn in den Mülleimer hinter sich. «Und der hier? Ein Cosmopolitan? Würde meine Liv nie trinken.» Er ließ ihn beiläufig auf den Boden fallen. Zettel für Zettel ging er alle durch, bis nur noch einer übrig war. «So, meine Liebe, diesen genialen Dirty Martini wirst du mir bezahlen, aber plötzlich.»

«Das musst du nicht tun.»

«Sonst kommst du hier irgendwann gar nicht mehr angezwitschert», sagte er.

«Sag bloß Alex nichts davon.»

«Wieso sollte ich? Ist doch meine Sache.» Steph polierte nun ein Weinglas, rascher als sonst.

«Ja, ich meine wegen des Anschreibens. Er versteht so was nicht.»

«Natürlich nicht. Der Süße versteht so einiges nicht», sagte er.

«Du magst ihn nicht, ich weiß.» Ein Mann mit Krawatte wäre nie sein Freund geworden.

«Das wollte ich damit nicht sagen.»

«Was genau magst du denn eigentlich nicht an ihm?»

«Ich mag Alex, er ist ein netter Kerl.»

«Und weiter?»

«Liv, lass es.» Steph unterbrach, was er tat, um mir eindringlich in die Augen zu schauen. Das beeindruckte mich schon lange nicht mehr.

«Du hast damit angefangen, dann mach auch weiter. Sag, was du denkst, Steph. Los, beglücke mich mit deiner Weisheit.»

«Er kennt dich nicht, okay? Nach all den Jahren kennt er dich immer noch nicht», rückte er heraus. Ich warf eine Olive nach ihm.

«Wieso sagst du das?»

«Weißt du», er schüttelte den Kopf und nahm ein weiteres Weinglas, «das ist nicht sein Fehler.»

Ein lauter Schnösel am anderen Ende der Bar unterbrach unser Gespräch. Ich dachte, Steph würde mich aus dieser Lektion entlassen, stattdessen schickte er Timo hin.

«Wo war ich? Ach ja.» Steph haute einen Bierdeckel mit der flachen Hand vor mir auf die Bar. «Alles, was Alex über dich weiß, passt hier drauf.» Ich griff danach und prustete los.

«Wir sind seit vier Jahren ein Paar, okay? Und ja, vielleicht wohnen wir nicht zusammen, vielleicht sehen wir uns nicht ständig. Ich lebe gern mein eigenes Leben. Aber Alex weiß weit mehr als das über mich.» Dann schob ich den Bierdeckel zur Seite. «Und wer sagt denn, dass man alles über den anderen wissen muss? Er weiß, dass ich Angst vor Spinnen habe, wie ich meinen Kaffee trinke und dass ich nicht auf Morgensex stehe. Was muss er denn bitte noch wissen?»

«Jeder hat Angst vor Spinnen, Liv. Irgendwann musst du den armen Mann reinlassen.» Was, wenn ich das nicht will, dachte

ich und nippte an meinem Drink. «Was ist nun? Kommt er später auch noch?», fragte Steph.

«Weiß ich nicht.»

«Morgen ist Samstag, der hat doch bestimmt auch mal frei. Wer serviert dir sonst deinen Kaffee?»

Alex kam nicht. Es machte mir nichts aus, alleine an der Bar zu sitzen. Steph servierte mir einen Teller Fritten, brachte Mayo, kein Ketchup, und versicherte mir, dass der nächste Tag sonnig werden würde. Auch das machte mir nichts aus. Er klaute mir die übrig gebliebenen, knusprigen Krümel vom Teller, wie immer.

«Steph, nicht! Das ist das Beste daran.»

«Das Beste landet immer direkt auf den Hüften.»

«Bist ja bloß neidisch.»

Alex gefielen meine Hüften. Und mein Hintern. Es gab viele Dinge, die er an mir mochte, zumindest sagte er das ab und zu, früher, wenn wir unter der Dusche standen, obwohl ich es eigenartig fand, zusammen zu duschen. Dann ließ er seine Hände zärtlich über meine Haut gleiten. Anfangs konnte ich nicht genug bekommen von seinem Körper. Sobald er in meiner Nähe war, wollte ich ihn ausziehen, wollte ihn auf mir spüren, sein Gewicht, die Wärme. Ich liebte es, wie er manchmal seine Hand oben auf mein Brustbein legte, dort wo mich Mutter als Kind eingecremt hatte, wenn ich erkältet war. Er legte sie einfach hin, bewegte sie nicht, als wollte er sagen: «Alles ist gut.»

Aber das war es schon lange nicht mehr. Seine Annäherungen fühlten sich plötzlich aufdringlich an, mein Körper verkrampfte sich. Alex bemerkte es nicht.

Glücklicherweise war das mit dieser gemeinsamen Duscherei irgendwann vorbei, wie vieles, was wir oft getan hatten und nun nicht mehr wussten, weshalb. Was anfangs romantisch und sinnlich erschien, war auf einmal abgenutzt. Nicht nur deswegen war es mir wichtig, alleine zu wohnen, sondern auch, weil ich keine Lust hatte auf Pärchenabende, darauf, seine Wäsche zu waschen, und auf dieses ständige Aufeinander-Warten, Miteinander-Reden oder Nebeneinander-Schweigen.

Auch die trinkfestesten Kerle waren mittlerweile gegangen und Steph schickte seine Belegschaft nach Hause.

«Hier, nimm den Essigreiniger für den Tresen.» Ich konnte die Flasche gerade noch auffangen.

«Das Zeug stinkt», sagte ich.

«Das verjagt auch den letzten Schmutz», versicherte Steph, eine Zigarette im Mundwinkel.

Wir tranken weiter und putzten. Als wir fertig waren, gab's eine Umarmung und ein «Gute Nacht». Er drückte mich wie meine Mutter an ihren besten Tagen. Obwohl es ein weiter Weg war, ging ich zu Fuß nach Hause und folgte den Straßenlaternen, die wachend über mir schwebten.

∧

Ich hätte noch einige Stunden Dunkelheit vertragen. Wie ein Hammer landete der Morgen auf meiner Stirn. Ich musste richtig weg gewesen sein, denn als ich auf die Uhr schielte, war es schon fast Mittag. Wie immer um diese Zeit legten sich Sonnenstrahlen

in perfekt voneinander getrennten Streifen quer durch den Raum, auf das Bett, über den Schreibtisch, auf das alte Parkett. Es war einer der wenigen Samstage, an denen ich keine hübsch gefalteten Sachen in Tüten packen musste. Stattdessen erwartete mich am Nachmittag ein Spaziergang mit Alex und am Abend eine Schicht im Club. Mittlerweile teilten sie mich regelmäßig an den Wochenenden ein, wenn der Laden brummte und die Drinks schnell gehen mussten. An den Wochenenden war auch Sascha da. Der Sascha, von dem Alex nichts ahnte.

Ich machte mir einen Cappuccino, setzte mich auf den abgewetzten olivfarbenen Sessel und löffelte den Schaum, das seifige Knistern in meinem Mund. Im Hintergrund lief *Time Has Told Me*.

«Mutter, verdammt», erinnerte ich mich. Ich wollte sie zum Mittagessen treffen. Eine Verabredung, zu der ich nun zu spät kommen würde.

Der Besuch war längst überfällig. Ganz egal, ob sie gerade in der Klinik war oder in dem Haus mit meinem Kinderzimmer, nervös war ich immer, wenn ich zu ihr fuhr, auch an diesem Tag.

Die Klinik lag auf einem Hügel am Rande der Stadt. Sobald der Bus die äußersten Häuserreihen passiert hatte, bog er auf die Straße ein, die sich wie eine Blindschleiche über die braunen Wiesen legte. Ich setzte die Sonnenbrille auf und schaute aus dem Fenster, in der Hoffnung, dass die Straße für einmal ihren Verlauf ändern und mich an einen anderen Ort bringen würde. Doch das tat sie nicht. Jedes Schlagloch war noch da, wo es schon bei der letzten Fahrt gewesen war, jede Bank, jeder Wegweiser, wo ich sie zurückgelassen hatte. Und das alles würde auch beim

nächsten Mal noch da sein. Und das Mal darauf. Und das Mal darauf. Meine Finger krallten sich ins Leder der Handtasche auf meinem Schoß. Ich dachte darüber nach, wie es ihr wohl heute gehen würde. Daran, dass sie bei meinem letzten Besuch kaum sprechen konnte, wie sie mit leerem Blick an mir vorbeigestarrt hatte, die Haare fettig, die Fingernägel zu lang.

«Sie wollte sich nicht waschen, die ganze Woche nicht», hatte die Pflegerin gesagt. «Vielleicht hilft es ihr, wenn Sie bei ihr sind.» Es hatte nicht geholfen. Eine halbe Stunde hatte ich vor ihr gegessen, nach Mutter gesucht, nach etwas, das uns noch verband. Dann fuhr ich schon mit dem nächsten Bus wieder nach Hause. Meine Mutter war ohnehin nicht da.

Seither waren einige Wochen vergangen. Als der Bus hielt, zögerte ich aufzustehen, tat es dennoch. Dann trat ich durch das offene Tor am Anfang der kurzen Allee. Der Schnee hatte sich zurückgezogen, den Boden aufgeweicht. Ein brauner Film überzog meine Stiefelabsätze und ließ sie Abdrücke auf die Steinplatten zeichnen, die zur Klinik führten. Das ist mein Leben, dachte ich und stieg die drei Stufen zum Haupteingang hoch.

Der Empfang, auf der linken Seite eines Durchgangs, sah aus wie ein Postschalter. Rechts davon waren zwei Sessel platziert. Noch nie hatte ich mich da hingesetzt, auch nicht, wenn ich länger warten musste. Stattdessen ging ich nach draußen und setzte mich auf die Treppe. Dort konnte ich atmen.

«Olivia, Sie haben wir lange nicht gesehen», sagte die Dame hinter Glas, deren Name ich mir nicht merken konnte. «Silvia»,

sagte sie. «Wie geht es Ihnen?»

«Bestens. Danke Silvia.»

Sie suchte nach etwas in meinem Gesicht. Leute machten das manchmal mit mir. Dann drehte sie sich auf ihrem Stuhl zum Telefon.

«Ich ruf mal oben an und schaue, wo sie ist.»

«Danke.»

Das Telefonat war zum Glück kurz.

«Sie hat Gesprächstherapie hinten im Garten. Sollte gleich fertig sein, also gehen Sie ruhig durch.»

Der Garten war schöner, als man ihn an einem Ort wie diesem erwarten würde. Die sorgfältig getrimmten Sträucher, die frisch umgegrabenen Beete, die sich nahtlos kreuzenden Kieswege, nichts deutete darauf hin, dass hier Verrückte lebten. Keine Kitzel, keine Schreie. Ich sah sie schon von Weitem, obwohl sie am Boden lag, ausgebreitet auf einer blauen Picknickdecke.

Wer bist du heute, Mutter?

Ich warf einen schmalen Schatten auf sie.

Sie schmunzelte.

«Livi. Wie schön, dich zu sehen.» Mutter richtete sich auf. Jemand hatte ihr die Haare geflochten. «Komm, setz dich zu mir.»

Das Blau der Picknickdecke spiegelte sich in ihren Augen. Ich sehe so anders aus als du.

Sie strich mit dem Daumen über meinen Mund, als ich mich setzte. Dann legte sie sich wieder hin.

«Wie die Sonne scheint. Hast du gesehen? Schon seit dem frühen Morgen.»

«Habe ich gesehen. Du solltest dich eincremen», sagte ich. «Du wirst dir einen Sonnenbrand holen.»

«Ach Livi, es ist noch nicht mal richtig warm.»

Mutter seufzte zufrieden, dann sah sie mich wieder an. Ihre Augen wurden enger.

«Warum trägst du die?», fragte sie plötzlich und deutete auf meine Halskette.

«Was meinst du? Die trag ich andauernd.»

Es war ein silbernes Medaillon mit einem Lapislazuli, groß, kühl.

«Du solltest sie nicht tragen.»

«Aber du hast sie mir doch gegeben.»

«Ich habe sie von ihm», sagte sie, drehte ihr Gesicht wieder zum Himmel und schloss die Augen.

«Wieso hast du mir das nie gesagt?»

Was hast du dir dabei gedacht? «Hey Olivia, diese Scheißkette, die du jeden Tag trägst, ist übrigens von deinem Scheißvater!»

«Ich kann mich nicht daran erinnern.»

«Woran, Mutter? Woran?»

«Habe ich dir die Kette gegeben? Wann war das?» Ihre Augen waren immer noch geschlossen.

«Willst du etwa sagen, ich hätte sie mir genommen?»

«Ich weiß es nicht mehr.»

«Mein sechzehnter Geburtstag, Mutter. Du hast sie eingepackt, eine blaue Schleife drangemacht, eine Karte dazu geschrieben und mir das Päckchen aufs Bett gelegt.»

Du hast sie mir gegeben. Ich habe dich das Papier schneiden hören. Ich habe gehört, wie du die Karte in den Umschlag

geschoben hast, wie du dich neben mich aufs Bett gesetzt hast. Dann bist du wieder gegangen, weil du dachtest, ich würde noch schlafen.

Ich tastete nach der Kette, versuchte zu spüren, ob irgendetwas Falsches daran war. Alles, was ich fühlte, war eine bekannte Last auf meiner Brust. Ob sie die Kette wirklich von ihm hatte? Es hätte genauso gut eine weitere ihrer Geschichten sein können. Einige davon waren so absurd, dass es wirkte, als hätte sie Spaß dabei, mich zu täuschen. Bis mir dämmerte, dass sie diese Dinge glaubte. Diese Lügen waren häufig eines der ersten Anzeichen, wenn es ihr wieder schlechter ging. Nur, daran wollte ich jetzt nicht denken.

Ich legte mich zu ihr, schloss ebenfalls die Augen und lauschte den Vögeln, den gemächlichen Schritten in der Ferne, den unverständlichen Gesprächen, dem klappernden Geschirr aus der Kantine. Alles weit weg.

«Lass uns etwas essen gehen», sagte ich.

«Lass uns liegen bleiben», sagte sie.

Als ich mich wieder in den Bus setzte, dachte ich darüber nach, die Kette abzunehmen, sie liegen zu lassen, da auf dem Sitz neben mir. Jemand würde sie finden und mitnehmen, sie mit neuen Geistern belegen.

Sie hat sie mir geschenkt. So was vergisst man nicht.

Ich behielt das Medaillon.

Es war alles, was übrig war.

AV

Alex saß bereits da, die Zeitung vor sich aufgeschlagen, als ich beim Springbrunnen ankam. Wieder war ich zu spät.

«Ich habe ihn gefunden, den Mann von Welt», sagte ich und setzte mich ihm auf den Schoß.

«Liv, die Zeitung!» Seine Enttäuschung war offensichtlich, aber zu besänftigen. Also setzte ich mich auf den Brunnenrand und schlug die Beine übereinander. «Wann hört das endlich auf?»

«Was? Das Zuspätkommen? Es tut mir echt leid.»

«Du weißt, was ich meine.»

«Herrgott, wenn ich gewusst hätte, dass ich gleich wieder einen Vortrag über meine Freizeitgestaltung bekommen würde, hätte ich mich nicht so beeilt.»

«Das ist nicht lustig», sagte er und reichte mir seine Wasserflasche. «Du kannst nicht jedes Wochenende trinken.»

«Ach, nicht? Wer sagt das?»

«Na, ich. Ich sage das.»

«Kein Grund zur Sorge. Ich habe nicht viel getrunken gestern, nur ein paar Drinks mit Steph. Wenn du da gewesen wärest, vielleicht ein paar weniger.»

«Ich hatte dir gesagt, dass ich es wahrscheinlich nicht schaffen würde.»

«Wenn du gewollt hättest, wärest du gekommen.»

«Ach ja? Genau wie du heute.»

Ich sagte ihm nicht, dass ich bei Mutter gewesen war, und suchte nach einer Münze in meiner Handtasche, um sie in den Brunnen zu werfen. Über die Jahre hatten wir nur wenige

gemeinsame Gewohnheiten entwickelt, Alex und ich. Der Spaziergang im Park jedes Wochenende war eine davon. Ich fand es schön, aber Alex liebte es. Rituale rahmten seine Welt. Das Duschen um Punkt 6:55 Uhr, der Kaffee um 7:20 Uhr, Mittagessen um Punkt 12:00 Uhr, das Lauftraining jeden zweiten Tag um 18:00 Uhr. Er trainierte seit Kurzem für einen Marathon und hatte mir erklärt, das Wichtigste sei, sein eigenes Tempo zu finden. «Du darfst dich nie einem anderen Läufer anpassen, sonst findest du deinen Rhythmus nicht.» Seither fragte ich mich, ob mir alles zu schnell oder zu langsam ging. Nach und nach hatte sich eine Hingabe für unbedeutende Details in sein Leben geschlichen, eine Ordnung, die nicht meine war. Sascha hätte es verabscheut.

Alex rollte die Zeitung zusammen und steckte sie in seinen Mantel. Gemächlich schritten wir in Richtung der großen alten Eiche. Der Park war wie immer voller Menschen, die über Grünflächen gingen, in Baumkronen schauten und Steine über den See hüpfen ließen, als wären es die Dinge, die das Leben ausmachen. Für mich war diese Idylle wie ein Wind, der in die scheinbar niemals verglühende Kohle blies, über die ich jeden Tag gehen musste. Immerhin war inzwischen das Pochen in meinem Kopf verflogen.

«Morgen kommen meine Eltern zu Besuch. Vielleicht schaust du vorbei?», fragte Alex.

«Ich arbeite heute im Club, es wird sicher spät.» Ich hatte keine Lust auf ein anstrengendes Mittagessen.

«Schon wieder? Muss das sein?»

«Ich arbeite gerne dort. Die Musik, die Leute», Sascha.

«Du kannst ja auch erst nach dem Essen kommen. Nur kurz Hallo sagen. Tu es für mich.»

«Deine Eltern haben dich bestimmt lieber für sich.»

«Sie lieben dich, Liv.» Ich berührte die gelben Mahonien, eine von Mutters Lieblingsblumen. *Die Gewöhnliche Mahonie, wild, zäh, wunderschön und alles andere als gewöhnlich*, waren ihre Worte.

«Tun sie das?», fragte ich. Einmal hatte mir seine Mutter eine Pinzette geschenkt.

«Was soll die Frage? Natürlich tun sie das.»

Natürlich nicht. Noch mehr Menschen, die anderen sagen wollten, wer sie zu sein hatten, als hätten wir alle Optionen. Alex blieb stehen.

«Wir haben uns in letzter Zeit nicht gerade oft gesehen und ich hätte gerne einen Tag mit dir alleine gehabt. Aber ich konnte sie schlecht abwimmeln. Du weißt ja, wie sie sind.»

«Gut, ich komme, aber nur kurz», sagte ich, stieß ihn in die Seite und spürte den Ozean zwischen uns.

ΛV

Zuhause angekommen, sah ich im Augenwinkel das rote Licht meines Anrufbeantworters. Die Nachricht war von ihr, das wusste ich.

«Livi, entschuldige wegen vorhin. Ich war einfach so erschöpft, verstehst du? Vielleicht rufst du mich zurück, wenn du Zeit hast? Das wäre schön.» Sie klang, als hätte sie jemand in der Magen-grube getroffen. Ihr letztes herzhaftes Lachen war eine Erinnerung, an der ich krampfhaft festhielt. Ich hatte ihr einen Witz

erzählt. «Was sitzt auf einem Baum und sagt: <Aha>?» Sie hatte mich angesehen. Und als ich schließlich sagte: «Ein Uhu mit Sprachfehler», musste sie so sehr lachen, dass sie beinahe in das Verkaufsschild der Eisdiele gelaufen wäre. Das war im August vor eineinhalb Jahren. Genau einen Tag vor Prinzessin Dianas Tod.

Ich öffnete das Fenster, zündete mir eine Zigarette an und blickte in die Sonne, bis ich es nicht mehr aushielt und die Augen schließen musste.

«Schließ deine Augen und fühl die Wärme, Livi», hatte meine Mutter immer gesagt. «Das ist Liebe.» Sie saß im Schneidersitz auf der Veranda, streckte ihre Nase dem Himmel entgegen und gemeinsam lauschten wir den tiefen Klängen des Windspiels, das Tante Edie an den Ahorn gehängt hatte. Aber auch bei dieser Erinnerung war ich mir manchmal nicht mehr sicher, ob es sich wirklich so zugetragen hatte.

Dann schnipste ich die Zigarette aus dem Fenster, löschte die Nachricht und nahm das Blumenkleid von der Kleiderstange.

### III

*«Erst wenn du dich selbst nicht  
mehr erkennst, weißt du,  
wer du bist.»*

Der Club lag an einer vielbefahrenen Kreuzung im Souterrain einer Jugendstilvilla. Als ich ihn zum ersten Mal betreten hatte, war ich gerade in die Stadt gezogen. «Vorsicht, das <Hyde> verschluckt Menschen», sagte man mir damals. Ich begriff schon bald, was damit gemeint war. Immer wenn ich die dunkle Treppe mit den lebendigen Lichtern am Ende hinunterstieg, mich entschlossen in die vernebelte Höhle begab, war ich bereit, die Kontrolle zu verlieren. Die Musik, die durch meinen Körper pulsierte, die schwere Luft, Schweiß, Zigarettenqualm und zu süße Parfums. Geweitete Pupillen, gepuderte Nasen und unaufhörliches Kiefernmalen, wohin man auch sah. Dieser Ort wurde regiert vom Verlangen, vom Verführen und vom Vergessen.

Es war das verflochtene Paradies.

Die Arbeit hinter der Bar kam erst später dazu. Eines Abends war ich im Club, allein, angetrunken und happy. Warum, weiß ich nicht mehr. Ich hatte mir wohl gerade die Seele aus dem Leib getanzt (etwas, das Musik mit mir machte), als Mike, der Manager, auf mich zukam und fragte, ob ich einen Job wollte.



«Dir scheint es hier zu gefallen und ich könnte eine Aushilfe gebrauchen.» Einfach so. Seine Goldkette reflektierte das Licht der kreisenden Spots und die weißen Zähne leuchteten bläulich im Neonlicht. Wäre er nicht der Chef gewesen, hätte es wahrscheinlich lächerlich gewirkt. Jedenfalls fragte er mich so, als hätte ich keine Wahl, als könnte er direkt in mich hineinsehen. Also sagte ich Ja. Die Bezahlung war mies, das Trinkgeld gut, vorausgesetzt, man legte sich ins Zeug. Mike wusste, dass die Kellnerinnen einiges von sich zeigen mussten, damit sich die Arbeit lohnte. Irgendwann fand ich mich damit ab, dass er keinerlei Manieren hatte. Er war kein schlechter Mensch.

«Du bist zu spät!» Mike reichte mir zur Begrüßung eine Kiste Bier. «Das muss rüber zur Drei», sagte er. Seine Stirn glänzte ungesund.

«Noch nicht fertig mit dem Einräumen?»

«Jetzt nicht frech werden, Mädchen.» Er drückte meinen Kopf grob an seinen und gab mir einen Kuss auf die Wange. Ich spürte einen feuchten Fleck, den ich sofort wegwischte. «Na los, beweg dich, Fräulein!» Getränke aufstocken war eigentlich Sache der Frischlinge. Nachdem ich die kleine Bar im VIP-Bereich aufgefüllt hatte, ging ich zurück zur großen neben der Tanzfläche. Es war Zeit für die Besprechung des Abends, wobei vor allem Mike sprach.

«Haben alle etwas zu trinken?», fing er an, seinen Bourbon Sour in der Hand. «Heute ist so weit Standard. Wir haben zwanzig Gäste angesagt für den VIP, ein Junggesellenabschied. Schaut, dass es fließt, okay? Ansonsten nichts Außergewöhnliches. Sascha an den

Turntables, bitte auch da für Nachschub sorgen.» Ich kreuzte die Beine, hielt mir das kalte Glas an die Brust. Er war noch nicht da, meine Gedanken noch nicht gelähmt, meine Augen noch frei.

«Gut, Kinder, dann gebt euch ausnahmsweise mal Mühe. Und keine Drogen, außer sie sind gut. Cheers!» Wir tranken alle unseren Stimmungsmacher, viel Zeit blieb nicht dafür.

Es war ein Abend, an dem etwas in der Luft hing. Etwas, auf das ich vorbereitet sein wollte. Also schenkte ich mir noch schnell einen Shot ein, bevor es richtig losging, und wartete darauf, dass der Alkohol alles weich und leicht machte. Ich war an der «Drei» eingeteilt, im VIP bei den Junggesellen. Sie kamen früh, zu früh. Ich hatte noch nicht den Zustand erreicht, den ich für solche Nächte brauchte. Einige Mädels waren auch dabei. Die Art von Frau, die benutzt und dann beiseitegestellt wird.

«Wodka für die Chicks», entschied der Anführer der Truppe. Ich brachte ihnen Wodka auf Eis mit Zitrone, wie es die «Chicks» mochten.

«Danke, Süße», hauchte die Blonde im Glitzertop. «Trink mit uns!»

«Na gut», sagte ich und stürzte einen Becher runter, bevor die anderen angesetzt hatten.

Langsam, Olivia.

Dann sah ich Sascha.

Eigentlich war es sein Cap, das ich sah. Es war genauso Teil von ihm wie all die anderen kleinen Details, die unerreichbar schienen. Seine Sneaker, perfekt schmutzig und verbraucht, sein Hoodie, verwaschen und ausgebeult, seine Jeans, kaputt und zu lang,

sein Bart, ungezähmt wie sein Lächeln. Er roch gut, selbst wenn er nicht gut roch. Seine Tattoos. Fließend gingen sie ineinander über, vom Hals bis zum Handgelenk. Symbole, Bilder und Zeichen, für Außenstehende nicht zu entziffern. Ich fragte mich, wie vielen Frauen er seinen verzierten und gepeinigten Körper schon erklärt hatte, ob er das überhaupt jemals tat. Aber er wirkte nicht wie jemand, der für irgendetwas Rechenschaft ablegte. Alles und nichts an ihm war banal. Er hatte eine Mutter und einen Vater, aber das spielte keine Rolle. Überhaupt war mir egal, woher er kam. Ich wollte nur wissen, wohin er ging, damit ich da sein konnte.

Unsere erste Begegnung lag schon ein paar Monate zurück. Zu Beginn hatte ich ihn nicht sonderlich attraktiv gefunden. Er war von allem zu viel. Jeder und alles schien für ihn ein Spiel zu sein, bei dem er nur gewinnen konnte. Er war nicht high wie die anderen. Sein Wahnsinn war, dass er das alles nicht brauchte. Ich fand ihn unerträglich.

Bis er anfang zu sprechen, mich anlächelte. Bis ich sah, wie andere Frauen ihn anschauten, sich um ihn bemühten. Und wie er es gewohnt war. Alle waren sie seine Freundinnen. Überhaupt war er mit jedem befreundet, der etwas auf sich gab. Mühelos, charmant, unschuldig, er schämte sich für nichts. Man fragte sich unweigerlich, woher er sich das Recht nahm, er zu sein.

Und plötzlich ist da diese Idee. Die Idee von einem anderen Selbst, das zu ihm passt, zu dieser Art, durch die Welt zu gehen, als wäre sie ein verdammter Vergnügungspark.

Männer wie er bedeuteten Ärger.

«Bist du die Neue?», hatte er gefragt.

«Äh, ja.»

«Olivia, richtig?»

«Genau. Wieso?» Er brauchte sich nicht vorzustellen.

«Sag du mir wieso.» Dann setzte er sein unverschämtes Lächeln auf, drehte sich um und ging. Von diesem Moment an schaffte ich es kaum noch, wegzusehen.

Mike hatte es als Erster bemerkt. Meine geheimen Blicke, meinen Trotz, den ich schon als Teenager benutzt hatte, um die Augen der Männer auf mir zu spüren. Damals, als ich entdeckt hatte, welche Wirkung kindlich naives Temperament in einem zu engen T-Shirt haben konnte. Sie versuchten, ihre Hände bei sich zu behalten, während sie in Gedanken bereits in mir waren.

«Du bist sein Typ. Die Aufmüpfigen mag er besonders», sagte Mike eines Nachts zu mir. Ich schämte mich dafür, dass es so offensichtlich war. Dabei verstand ich selbst nicht, was ich an dem Idioten fand, der wohl nicht einmal wusste, wie man das Wort «Krawatte» buchstabierte.

Was wusste Mike schon. Ich hatte ein Leben, ein ganzes, anderes Leben. Ich würde niemals mit Sascha schlafen, niemals.

Sascha drehte die Vorderseite seines Caps nach hinten, ohne es vom Kopf zu heben. Ich mochte es, wenn er das tat, so konnte ich sein Gesicht besser sehen. Es war auch ein Zeichen, dass er nun die Turntables übernehmen würde. Er verabschiedete den Kollegen, der das Warm-up gemacht hatte, mit einem gewohnt coolen Handshake und winkte Mike zu sich rüber.

«Hey Kleine, was dauert so lange?», blaffte mich einer der Jungs von der Seite an. «Hallo? Kleine? Was stimmt nicht mit dir?»

Mike gab mir ein Zeichen, dass ich zu ihm kommen sollte. Zu Sascha. Meine Hände begannen zu schwitzen.

«Hey! Mein Drink!», schrie mich das angetrunkene Vatersöhnchen nun an.

«Gleich», sagte ich.

«Bitch», sagte er.

Ich schenkte ihm einen Luftkuss, richtete mein Kleid und ging zur Empore in der Mitte des Clubs. Der kurze Weg schien ewig.

Geh nicht zu schnell. Schau nicht hoch. Bleib locker. Immer wieder wurde ich angerempelt von Gästen, die entschuldigend die Hände in die Luft warfen, während sich der Rest ihres Körpers weiter im Takt bewegte, wie Bakterien unterm Mikroskop.

«Olivia ist heute für dich zuständig», sagte Mike, klopfte Sascha auf die Schulter und verschwand.

«Cool», hörte ich Sascha durch den wummernden Bass sagen. Er lehnte sich zu mir vor. «Cuba Libre wär geil, danke.»

«Klar, bring ich dir.»

Es ist dir nicht aufgefallen, mein Kleid.

«Sonst noch was?», fragte ich.

Ich versuchte ihn nicht anzustarren, schnell etwas zu sagen, benahm mich wie eine übermotivierte Kellnerin.

«Nö, that's it.»

Vielleicht wenn ich meine Haare anders tragen würde, vielleicht siehst du mich dann. Was willst du?

Dann kam er näher und sprach mir ins Ohr: «Bring dir doch auch etwas mit, dann stoßen wir an.» Sein Atem kitzelte auf meiner Haut. Seine warme Hand legte er ganz selbstverständlich auf meinen Arm. Ich dachte daran, was er sonst noch damit tun

könnte, wie er mich ausziehen und meinen Körper zu seinem machen würde. Dann nahm er die Hand wieder weg.

«Na los, Oh-livia, hopp, hopp.»

Ein paar Stunden und viele Drinks später hatte die Nacht bereits ihren Zenit überschritten. Sascha und ich hatten angestoßen, kurz, freundschaftlich, nicht so, wie ich gehofft hatte. Danach bekam ich Ärger mit Mike, da sich die Junggesellenparty beschwert hatte.

«Liv, das kannst du hier nicht bringen, das weißt du. Erst wird gearbeitet, danach mach von mir aus deine Beine breit, für wen du willst.»

«Was soll der Mist, Mike? Ich arbeite.»

«Schon klar, Liv.» Er warf sich irgendeine Pille in den Mund und spülte sie mit Bier runter. «Jede hier hatte schon das Vergnügen. Warum du also nicht auch?»

Mike kam näher.

«Wie wäre es, wenn du heute den Abschluss machst?»

Was er damit sagen wollte, war offensichtlich. Ich nahm das Angebot trotzdem an. Damit er verschwindet, sagte ich zu mir, aber das war gelogen.

Nachdem das Licht angegangen war, hatte sich der Club geleert. Nur die Crew versammelte sich um diese Zeit noch an der Bar. Ich schenkte den Jungs und Mädels den letzten Drink der Schicht ein.

«Hast du die Tussi mit dem Neon-BH gesehen?»

«Ich war mir so sicher, dass er heute kommt, Mann.»

*Tu es nicht, Livi*, hörte ich sie.

«Versuch es mit Apfelmus statt Zucker.»

*Das ist nicht das, was du willst.*

«Wenn ich die Prüfung bestehe, hasta la vista.»

*Du kannst nicht davonlaufen.*

«Diese Nächte werden echt immer länger.»

Dann verschwanden die Stimmen. Aber Sascha musste irgendwo im Backstage-Bereich sein. Er war noch da, ich konnte es an der brennenden Stille fühlen.

Das Geräusch einer zufallenden Tür ließ mich zusammenzucken. Für seine Größe machte er vergleichsweise kleine Schritte, wohl wegen der zu tief sitzenden Hose, deren Enden jedes Mal hörbar über den Boden glitten, wenn er seine Füße hob. Ich hätte das Geld zählen, die Eiskübel leeren und Getränkeinventur machen sollen. Stattdessen stand ich da und starrte auf die Kassenzettel vor mir. Aus dem Augenwinkel sah ich ihn näherkommen.

«Na schau mal an. Olivia, nicht wahr?», als könnte er sich nicht an mich erinnern. «Wie schnell du doch aufgestiegen bist.»

«Ha, ha. Mike hat mich gebeten, heute zu schließen.»

«Soso. Na dann.» Er setzte sich auf den Barhocker mir gegenüber. «Vielleicht hat der gute Mike dich ja auch darum gebeten, mit mir noch was zu trinken? War ja fast den ganzen Abend alleine da oben.» Er deutete zum DJ-Pult.

«Wir haben schon angestoßen.»

«Was? Das nennst du anstoßen? Das können wir besser, meinst du nicht?»

Nein, das dürfen wir nicht.

«Wie wär's mit einem Sherry?», fragte ich.

«Sicher, du entscheidest.»

Ich hatte erst einmal Sherry getrunken und ihn nicht besonders gemocht, aber ich wollte nichts Gewöhnliches wählen.

«Darauf stehst du?» Er verzog das Gesicht.

«Zu stark für dich?»

«Eher zu süß. Passt wohl besser zu dir.»

«Ich bin nicht süß.»

«Ach nicht? Was bist du dann?»

«Jedenfalls nicht süß.»

Er stand auf und trat entschlossen hinter den Tresen. Sein Lächeln ließ mich alles vergessen, was ich über ihn gehört hatte. Die Wände kamen näher, das Licht verlor seine Farbe, alles wurde grau, nur Sascha nicht. Der herbe Duft seines Deos wehte mir entgegen. Ich hatte Angst, er könnte meinen Puls hören, zog den Bauch ein und atmete flach. Das leichte Schwindelgefühl wuchs zu einem Rausch.

«Lass mich dir einen Drink mixen», sagte er, als wäre es etwas, das er nur für mich tat. Ich folgte jeder seiner Bewegungen, wie er lässig nach dem Rum griff, das richtige Glas hervorholte. Dann nahm er eine Zitrone und rollte sie einmal auf dem Schneidebrett hin und her, bevor er eine Scheibe abschnitt. Er wusste genau, was er tat.

«Hier, für dich nur das Beste. Rum und Cola mit einem Schuss Limette.»

Ich hasse Rum. Ich liebe Rum.

«Und für dich? Was willst du trinken?», fragte ich. Dabei wollte ich fragen: Was hast du vor?

«Ich hatte schon genug.»

Ein Schluck, dann zwei. Ich setzte das Glas ab und spürte seine Hand an meiner Hüfte, hinten, an der Stelle, die für Liebende reserviert war. Er wartete ab, wie ich darauf reagieren würde. Doch ich tat nichts, sah ihn nur an.

Dann zog er mich an sich, bestimmt und unbarmherzig, dass ich nicht anders konnte, als nachzugeben. Die andere Hand legte er mir auf den Hals. Er küsste mich. Endlich. Aber es war kein Küssen. Es war, als würde er mir Leben einhauchen. Seine Zunge auf meiner, seine Hände auf meinem Hintern, ich zitterte. Sascha hob mich hoch und trug mich in Richtung Büro. Stirn an Stirn, blickte ich auf seinen leicht geöffneten Mund. Das Fleisch seiner Lippen sah aus, als kämpfe es gegen die dünne Haut an, die es zusammenhielt. Dann küsste er mich wieder, dieses Mal noch heftiger. Seine Hand wanderte unter mein Kleid. Er ging weiter, drückte mich an seinen festen, unebenen Körper. Ich atmete seinen Nacken ein.

Ein Teil von mir hatte gehofft, dass er schlecht sein würde, rücksichtslos und zu schnell. Einer, der sich nahm, was er wollte.

Als er mir den Slip an meinem rechten Schenkel entlang auszog, breitete sich ein kühles Gefühl darauf aus. Ein langes Vorspiel brauchten wir beide nicht mehr. Sanft und hart, gebend und nehmend, zögernd, abwartend, bis ich es nicht mehr aushielt. Was zu mir oder ihm gehörte, spielte irgendwann keine Rolle mehr.

Wir sprachen kein einziges Wort miteinander.

Als ich aufwachte, lag ich alleine auf der Couch im Büro. Das Morgengrauen klopfte mit Regen an das kleine Fenster im

Kellergeschoß. Mein Schädel brummte, mein Hals war steif. Die vergangene Nacht teilte mein Leben in ein Davor und ein Danach. War es tatsächlich passiert? Und dann wurde mir klar, dass er weg war. Ich musste mich nicht umdrehen, um es zu wissen. Die Schwerkraft neben mir war verschwunden. Wo sein Kopf gelegen hatte, war nichts weiter zurückgeblieben als eine faltige Delle.

Beobachtet von den Gesichtern auf den Plakaten an der Wand, suchte ich meine Sachen zusammen, meinen Slip, die Schuhe, das Kleid. Es lag in der Ecke, unter dem Schreibtisch, zusammen mit meiner Halskette, und hatte jeden Zauber verloren. Ich fragte mich, was er wohl mit dem Kondom gemacht hatte. Wo hatte er es entsorgt? Im Mülleimer wahrscheinlich, dachte ich. Vielleicht hat er sich die Mühe gemacht, es zu verstecken, es in ein Taschentuch gewickelt. Als er es hervorholte, gleich nachdem er mich vor sich hingelegt hatte, nahm ich es ihm übel, war beinahe beleidigt. Dann schämte ich mich für diesen Gedanken.

Ob es die Putzfrau später finden würde?

Ich setzte mich auf das Sofa, rollte das Kleid mit beiden Händen zusammen, sodass ich mit den Füßen reinsteigen konnte. Der Teppichboden war körnig. Plötzlich dachte ich an Alex. Erst jetzt, als ich mich in mein abgenutztes Kleid zwängte, dachte ich an ihn. Was war ich bloß für ein Mensch?

Mike grinste mir vom leeren Stuhl entgegen.

Nichts hatte mich darauf vorbereitet, was es heißt, jemanden zu betrügen. Nicht die gestohlenen Haargummis aus meiner

Kindheit, nicht der zerschnittene Spitzenvorhang meiner Großmutter. Auch nicht die Lügen, die ich meiner Mutter erzählte, um sie nicht besuchen zu müssen. Das hier war anders.

Es war nicht Reue oder Schuld. Es war schlimmer. Ich fühlte Gleichgültigkeit, obwohl ich wusste, was ich getan hatte. Ich dachte an Alex. An den Strauß gelber Rosen, den er mir vor zwei Wochen geschenkt hatte. Wie er mich ansah, als er das Papier, das schützend über den Blüten lag, entfernte und mir die Blumen überreichte. Ich dachte an seine Grübchen, die sich nur zeigten, wenn er lachte, eines links, eines rechts neben seinem Mund, an der genau gleichen Stelle. An die Art und Weise, wie er sein Bett machte, die Kissen aufschüttelte, sie von beiden Seiten eindrückte und dann in perfektem Abstand am Kopfende platzierte. Ekel, dieser Ekel vor mir selbst. Darüber, wie sehr ich die vergangene Nacht genossen hatte.

Der Club war dunkel und leer, trug immer noch das Grölen und berauschte Lachen, die vielen Momente gedankenloser Lust in sich. Schaler Rauch lag in der Luft. Ich musste noch meine Arbeit erledigen. Meine Schuhe blieben immer wieder am Boden haften, lösten sich mit einem reißenden Geräusch. Überall leere Flaschen und Plastikbecher, zertretene Zigarettensummel, Kaugummis und Strohhalme, in Pink und Grün.

«Schweine», hörte ich mich laut sagen.

∧

Ich wusste nicht, was ich mit dem Kleid machen sollte, als ich es zu Hause auszog. Auf meinem Bett sah es billiger aus. Auf dem

Boden noch billiger. Dann wollte ich es in den Wäschekorb werfen, tat es stattdessen in den Mülleimer. Ich konnte ihn immer noch spüren, zwischen meinen Beinen.

Einen nach dem anderen nahm ich meine Ringe ab und legte sie in die kleine Schale zu der Kette. Duschen, Zahnputzen, aber ich wurde die Bilder nicht los. Ich setzte mich neben der Toilette auf den Badezimmerboden. Zigarette, eine Zigarette. Der Rauch kratzte, ich stand auf, ging in die Küche und trank vom Wasserhahn. Immer noch war sie in meinem Mund, in meinem Hals, diese Nacht. Alex, Scheiße, Alex. Das hatte er nicht verdient.

Gäbe es dich doch nicht, alles wäre einfacher.

*Livi, «zurück» ist keine Richtung. Nicht für uns. Es ist nur eine Illusion, ein Ort, der nicht existiert.*

Hatte Mutter das damit gemeint?

∧

Als ich vor seinem Haus stand, überlegte ich kurz, ob ich wieder gehen sollte, zurück, schlafen, träumen. Es war vorbei, das spürte ich. Und es war längst überfällig. All die unbeantworteten Anrufe, weil ich nicht rangehen wollte. Die Abende am Wasser, die romantisch sein sollten, während ich die Minuten zählte. Wenn er bei mir aufwachte, oder ich bei ihm, und ich Angst hatte, der Tag würde nie enden. Keine Pläne.

«Lass uns doch heute mal zu Hause bleiben, die Ruhe genießen.» Die zwei Nachttische, seine Vorstellungen vom Leben. Alles

immer an seinem Platz, die Küche immer aufgeräumt, immer Klopapier, nie unbezahlte Rechnungen, nie einzelne Socken.

Ich klingelte.

«Hallo?», hörte ich es durch die Gegensprechanlage.

«Ich bin's. Liv.» Der Türöffner summte. «Nein, nein, warte», sagte ich schnell.

«Was ist denn? Komm hoch.»

«Sind sie noch da?»

«Ja, worauf wartest du?», fragte er.

Ich kann das nicht. Das kann ich nicht.

«Ich muss mit dir sprechen. Alleine.»

«Na, dann komm doch hoch.»

«Alleine, Alex.»

«Was ist eigentlich los mit dir?»

«Ich warte beim Freibad auf dich, an unserem Platz, okay? Komm vorbei, wenn sie weg sind.»

Ich setzte mich auf die Lehne der Bank beim Kassenhäuschen, mein Rücken drückte gegen den längst nicht mehr weißen Putz. Genau hier hatte er um meine Hand angehalten, gerade mal drei Monate nach unserem ersten Kuss, nicht auf dieser Bank, aber in diesem Freibad. Mein Bikini durchnässte das Badetuch unter mir, meine Haut und meine Haare klebrig vom Chlor.

«Das darf man nicht», sagte plötzlich eine Kinderstimme. Ein Mädchen sah zu mir hoch, spielte mit den Fingern an ihrem Mund.

«Was darf man nicht?», fragte ich.

«Mit den Schuhen auf die Bank. Das darf man nicht», wiederholte sie.

«Das ist ein hübsches Kleid», antwortete ich. Sie sah an sich runter. «Ich sitze lieber hier oben.»

«Das mache ich auch gerne», sagte die Kleine mit einem breiten Grinsen. «Aber Mama sagt, dann bekommen die anderen Leute einen dreckigen Popo.»

«Sagt sie das? Das hat meine Mama auch immer gesagt.» Ich stieg von der Bank und kniete mich zu ihr nieder. «Wir müssen nicht alles machen, was die Mama uns sagt, oder?»

Ich sah ihn von Weitem, in seinem grauen Mantel, die Hände in den Taschen. Schnell wandte ich mich wieder dem Mädchen zu, aber es war weggerannt, sprang in die Arme eines Mannes.

Alex gab mir einen Kuss auf die Stirn und ich erinnerte mich daran, wie oft ich mich neben ihm klein gefühlt hatte. Er machte einen Schritt an mir vorbei und setzte sich auf die Bank, auf die Stelle, wo gerade noch meine Schuhe gestanden hatten. Ich dachte darüber nach, auch wegzurennen.

«Also, was ist? Warum musste ich meine Eltern nach Hause schicken?»

«Das hättest du nicht tun müssen. Ich hätte länger gewartet.» Ich setzte mich neben ihn, die Hände zwischen meine Oberschenkel geklemmt.

«Anstatt reinzukommen und mir wie ein erwachsener Mensch zu sagen, was los ist.»

«Tut mir leid, das ging nicht.»

«Ach nicht? Ist jetzt auch egal. Also, schieß los, Liv.»

«So einfach ist das nicht.»

Er schwieg, verschränkte seine Finger und lehnte sich zurück.

Dann sagte er: «Egal, was es ist, ich bin da.»

Ich atmete tief ein und wieder aus, dachte darüber nach, ob ich das wirklich tun musste, ob zwischen dem Davor und dem Danach nicht noch etwas Zeit vergehen konnte.

«Jetzt sag schon, Liv. Was ist los?»

Vielleicht würde es ja zurückkommen, das Gefühl, wie ein verloren geglaubter Ohrring, die verstaubten roten Hochzeitsschuhe meiner Mutter oder eine vertraute Silhouette am Bahngleis.

«Ich hatte was mit einem anderen, Alex.»

Er erstarrte, öffnete seinen Mund, aber sagte nichts. Dann beugte er sich nach vorn, ich sprach weiter.

«Es war nur dieses eine Mal und es tut mir leid, dass ich dir das angetan habe.»

«Es tut dir also leid.»

Er richtete sich auf, sah mich an, dann wieder weg, fuhr sich übers Gesicht.

«Und ich denke, das mit uns ... ich glaube, das macht keinen Sinn mehr.»

Er lehnte sich wieder nach vorn.

«Nur damit ich das richtig verstehe: Du bestellst mich hierher, um mir zu sagen, dass du mit einem anderen in der Kiste warst, und dann mit mir Schluss zu machen? Ernsthaft, Liv?»

«Nach so was gibt es kein Zurück, das weißt du.»

«Wer war's überhaupt? Und wann? Etwa letzte Nacht? Meine Güte, Liv.»

«Spielt das eine Rolle?»

«Für mich schon, ja. Also sag schon.»

Genau deswegen funktioniert das nicht mit uns. Du verstehst

nie, worum es eigentlich geht. Immer nur die Fakten, Zahlen, Eckdaten. Es geht um Gefühle, um das Wieso. Der ganze andere Mist ist doch egal. Nur du musst ja immer alles wissen.

Er blinzelte angespannt.

Mein Blick wanderte über den Weg zum Parkplatz, wo wir früher immer unsere Fahrräder abgestellt hatten. Ich vergaß häufig, mein Schloss mitzunehmen. Dann ketteten wir mein Rad an seins und schlangen den bunten Schlauch einmal um den Fahrradständer. So konnte uns nichts passieren.

«Es ist vorbei, Alex.»

«Ist es nicht! Wieso sagst du das?»

«Ich will das alles nicht mehr. Ich will dich nicht mehr. Nicht so. Und du mich auch nicht, das weißt du selbst. Du wolltest mich immer anders.»

«Du willst also alles aufgeben? Uns? Einfach so?»

«Was aufgeben, Alex? Ja, wir hatten gute Zeiten. Aber jetzt? Wann haben wir uns das letzte Mal geküsst? Ich meine richtig geküsst. Wann warst du das letzte Mal glücklich mit mir?», fragte ich.

«Ich bin glücklich mit dir. Das war ich immer.»

«Bist du nicht.»

Du bist einfach nur steckengeblieben an dem Punkt, wo alles noch gut war, und weigerst dich, ins Jetzt zu kommen, hierhin, auf diese Bank, dieses abgenutzte Teil, auf das wir uns immer wieder setzen, weil wir beide an etwas festhalten, weil wir Angst haben, dass diese kleine Scheinwelt sonst auseinanderfällt. Ich will, dass sie auseinanderfällt.

«Wieso sagst du das?» Er versuchte zu lachen, die Ernsthaftigkeit aus dem Gespräch zu nehmen.



«Hier sind deine Schlüssel.»

«Liv, warte. Das kannst du nicht machen. Lass uns in Ruhe darüber reden.»

«Es tut mir leid.» Dann stand ich auf, gab ihm einen Kuss auf die Wange, nicht auf die Stirn, und ging.

Alex blieb sitzen.

Als ich zu Hause ankam, öffnete ich die Fenster, bestellte mir, wie sonntags üblich, Hackbraten mit Kartoffelpüree, aß beides auf dem Boden und hörte *Harvest Moon*. Wir hatten dazu getanzt auf seiner Dachterrasse, natürlich bei Vollmond. Das alles war Alex, nicht Liv.

*Cinnamon Girl*, noch ein Alex-Lied. Dann *Hey Hey, My My*.  
Der Abgrund in mir hatte aufgehört zu wachsen.

Sascha hatte sich auch Tage später nicht gemeldet, genauso wenig wie Alex. Nur Steph rief eines Abends an, weil ich nicht in der Bar aufgekreuzt war.

«Liv, dein Martini wird warm.» Ich sagte, ich sei krank. Worauf er meinte: «Du bist eine schlechte Lügnerin.» Steph wollte wohl nur sichergehen, dass ich noch lebte. Ich hatte die Abende damit verbracht, Horrorfilme zu gucken und die eingetrockneten Speisereste vom Geschirr in der Spüle wegzuschrubben.

Erst am Dienstag, ich hatte soeben eine Flasche Wein geöffnet und wollte mich in die Badewanne legen, klingelte das Telefon erneut. Es war Mutter. Das Wasser war sowieso noch zu heiß, also wickelte ich mir ein Tuch um, schenkte mir ein Glas Douro ein und setzte mich auf den Sessel. Sie wollte mir erzählen, dass die

neuen Tabletten sie immer noch nicht schlafen ließen, weshalb sie nun in einem Einzelzimmer sei.

«Das ist schon in Ordnung. Jetzt habe ich viel mehr Platz, weißt du.»

Platz wofür, dachte ich, sagte es aber nicht. Manchmal fühlte ich mich, als müsste ich unter Wasser verdursten.

ΛV

Erst am Freitag war ich wieder für eine Schicht im «Hyde» eingeteilt. Es war die Party zum Semesterbeginn der Studenten; mir waren diese Anlässe zuwider. Die Leute tranken zu schnell und zu viel. Dann gab es Pöbeleien, vollgekotzte Toiletten und irgendwann lagen sie alle nur noch rum, wie ein Haufen verpasster Gelegenheiten.

Ich war wieder zu spät dran, was keinem auffiel. Mike war beschäftigt, begrüßte mich knapp und verschwand im Büro. Ob er etwas bemerkt hatte?

Der Abend begann hektisch, wie immer. Überall Getränkekippen und einzelne Worte, «hier», «da», «hinten», «Achtung». Nirgendwo Sascha. Auch er war wohl wie immer spät dran.

«Liv, du machst heute die Große, klar?», wies Mike mich an, als er kurz den Kopf aus seinem Büro streckte.

«Die Große? Aber –»

«Kein Aber.» Dann schloss er die Tür hinter sich.

Von der großen Bar aus konnte man das DJ-Pult nicht gut sehen. Es war zu weit weg und meist vernebelt. Ich hatte gehofft, mit Sascha zu sprechen, herauszufinden, was das nun war mit

uns. Egal konnte es ihm nicht sein, dafür war es zu gut gewesen, zu echt. Ich wollte, dass er mich sah, dass ich kein Nichts für ihn war und dass er mir erklärte, warum er an dem Morgen einfach verschwunden war.

Als Sascha kam, schnitt ich gerade Zitronen und Orangen für die Cocktails. Er nahm sich ein Bier und ging zum DJ-Pult. Hatte er mich nicht gesehen? Er musste mich gesehen haben. Also lief ich ihm nach. «Hey!», sagte ich laut.

Sascha drehte sich widerwillig um.

«Oh, hey. Olivia. Was geht?» Schon da wusste ich, dass es vorbei war, bevor es begonnen hatte.

«Äh, alles gut. Bei dir? Sagst du jetzt nicht mehr Hallo, oder was?»

«Bestens, wird bestimmt 'ne geile Party.» Er hob den Zeigefinger und ließ ihn kreisen. «Sorry, hab dich nicht gesehen.»

«Schon okay», sagte ich, obwohl gar nichts okay war. «Hab nichts von dir gehört.» Ich fuhr über den Ärmel seines Hoodies, ein letzter Versuch, ihn zu erinnern.

«Ja, war busy. Muss jetzt hier auch weitermachen.»

Dann wollte er gehen.

«Ist das dein Ernst?»

Er wandte sich mir wieder zu, diesmal nur halb. Sein Lächeln machte sich auf einmal über mich lustig.

«War ja klar, dass du eine von der Sorte bist.» Er ließ seinen Kopf samt Cap sinken.

«Ach ja? Von welcher Sorte denn?», fragte ich und ging weiter auf ihn zu.

«Na ja, der Sorte Mädels, die Sex mit Liebe verwechseln. Du weißt schon.»

«Nein, weiß ich nicht. Und lach nicht, Arschloch.» Meine Stimme verriet, dass ich verstanden hatte, was ich für ihn war. Und was nicht.

«Wow, Olivia, nimm es nicht persönlich. Du warst gut. Ich bin halt nicht der Typ für was Exklusives. Hat nichts mit dir zu tun.» Er hörte immer noch nicht auf zu grinsen.

«Nein, hat nichts mit mir zu tun, wenn du mich die ganze Nacht lang fickst und dann abhaust, klar.» Ich versuchte, nicht zu laut zu werden, versuchte, die Tränen zu unterdrücken, die Wut.

«Ich habe dir nichts versprochen, Puppe. Wir hatten nur ein bisschen Spaß. Dir hat's doch auch gefallen.»

«Fass mich bloß nicht an», wehrte ich ab, als er seine Hand nach mir ausstreckte. «Ein verfluchter Feigling bist du. Ein Idiot und ein Feigling.» Das war nicht seine Schuld, sondern meine. Wie konnte ich nur so dumm sein. «Fick dich!»

Fick dich, Sascha.

«Dafür hab ich doch dich», rief er mir hinterher.

Ich begann zu trinken. Um zu vergessen, dass er mich nicht wollte und trotzdem hatte.

Trank wegen Alex.

Wegen allem, was ich war. Und allem, was ich nie sein würde. Nicht für ihn und auch für niemanden sonst.

Ein Barmädchen sah mir dabei zu, Abscheu in ihren Augen.

«Was glotzt du? Kümmere dich um deinen Scheiß!», brach es aus mir raus.

«Das ist keine gute Idee, Liv», sagte sie.

«Woher willst du wissen, was gut für mich ist? Hast du nichts zu tun? Nerv jemand anderen!»

Plötzlich trat Mike hinter ihr hervor.

«Was ist dein Problem, Liv?», fragte er, als hätte es darauf eine Antwort gegeben.

«Mein Problem? Mal sehen, was ist mein Problem. Männer wie du, Mike. Männer, die nicht genug haben können von Frauen wie mir.»

«Du nimmst dich ganz schön wichtig, Liv.»

«Oh nein, das ist doch kein Geheimnis hier. Du machst mich andauernd an. Und weil du mich nicht haben kannst, servierst du mich dann diesem Idioten, der ja doch nichts mit mir anzufangen weiß. Gut gemacht, Mike. Das hast du super hinbekommen.» Ich stellte die Flasche ab, klatschte in die Hände, so laut ich konnte.

«Lässt du dich deswegen volllaufen?» Er stellte sich vor das andere Mädchen. «Du bist echt unglaublich.»

«Ich weiß. Ich weiß, ich weiß.»

«Nein, Liv, weißt du nicht. Ich hab dich ihm nicht auf den Schwanz gesetzt, das warst du ganz allein. Ich hab dich sogar gewarnt, dir gesagt, dass er hier jede flachlegt.»

Die ersten Gäste kamen rein. Mike versuchte, mich am Arm zu packen, mich außer Sichtweite zu bringen. Bloß keine Szene. Schnell schnappte ich mir die Flasche.

«Dieser Mann ist ein Zuhälter!», schrie ich los. «Ein Scheiß-zuhälter bist du, nichts anderes!» Er brachte mich nicht ins Büro wie sonst, sondern zerrte mich zum Ausgang. Die Art, wie er mich anfasste, achtlos und grob, wie beim Ausreißen von Unkraut.

«Verschwinde, Liv, bevor ich mich vergesse.» Er schubste mich vor die Tür. Irgendjemand fing mich auf. Dann sagte er dem Türsteher, er solle mich nicht wieder reinlassen. «Sie hat's versaut.» Mike schaute mich noch einmal an. «Schade, Liv, echt schade.»

«Alles nur wegen dir. Alles nur wegen dir, Mike, du Scheißkerl!»

Die Flasche immer noch in der Hand, torkelte ich über den Gehsteig vor dem Club. Er war voller Leute. Als schwarze Schatten standen sie nebeneinander, lachten mich aus oder taten, als könnten sie mich nicht sehen.

«Boah, guck mal. Voll die Patientin.»

«Wenn wir drinnen sind, will ich, was sie hatte.»

*Schämst du dich nicht?*

«So, genau so sieht es aus, wenn es Zeit ist, zu gehen.»

*Was ist bloß aus dir geworden.*

«Nicht jeder weiß, wann es genug ist.»

«... echt zu alt für so was.»

*Das ist nicht meine Livi.*

Sie sprachen weiter, aber ich hörte nicht mehr hin. Ich riss die Tür eines Taxis auf und ließ mich hineinfallen.

«Guten Abend, Mister Taxi!»

«Wehe, du kotzt», sagte der Fahrer. Ich antwortete nicht. Mein Körper sank in den Sitz, wie ein Stein auf den Grund eines Gewässers. Es hörte nicht auf, dieses Gefühl, zu fallen. Der Schwindel hatte sich festgesetzt, machte meinen Kopf schwer, sodass er in

jeder Linkskurve gegen das Fenster knallte. Grelle, vorbeiziehende Lichter, beschleunigen, bremsen, beschleunigen.

«Halt an!» Ich übergab mich auf die Straße, verlorene saure Spritzer an meinen Knöcheln. Ich spuckte noch einmal auf den Asphalt und zog die Tür wieder zu. «Okay. Weiter geht's, Mister Taxi.»

## IV

*«Unsere Sinne täuschen uns nie.  
Es sind unsere Vorstellungen, die falsch sind.»*

Als ich versuchte, vor Stephs Bar aus dem Wagen zu steigen, gaben meine Knie nach. Der Fahrer setzte mich vor dem Eingang ab. Was er dann tat, davon weiß ich nicht mehr viel. Nur, dass Steph auf einmal vor mir stand. Und dann lag ich im Bett.

«Ach Liv, wieso machst du so was», sagte er und deckte mich zu. Die Stille ließ meine Ohren dröhnen. Mein Inneres bebte und schwankte weiter, bis ich endlich einschlief.

Das Fenster stand offen. Fahrradklingeln, Autos, die Schritte der Passanten, ungeheuer laut. Alles um mich herum stank nach «Hyde». Ich rannte ins Badezimmer und übergab mich. Dann ein endloses Hochwürgen von Luft, bis sich mein Magen beruhigt hatte.

«Du bist also wach.» Steph hatte mich gehört und stand nun draußen vor dem Bad. «Es ist ja auch erst elf Uhr». Er schien amüsiert. «Komm danach runter, ich mache Frühstück.»

Oh nein! Nein, nein, nein!

«Scheiße, Steph! Ich hätte vor zwei Stunden im Einkaufs-

zentrum sein sollen.» Ich riss die Tür auf und rannte an ihm vorbei ins Zimmer, stolperte wohl eher. «Wo ist mein Zeug, ich muss zur Arbeit! Wieso hast du mich nicht geweckt, verdammt?»

«Woher hätte ich das wissen sollen?»

«Mann, nicht jeder arbeitet in einer Bar. Ich muss in den Laden. Wo ist mein Zeug?»

«Du hast dich vollgekotzt.»

«Hab ich?»

«Oh ja.»

Ich hörte auf, nach meinen Hosen zu suchen. In meinem Kopf ein eisernes Klopfen, Mascara-Flecken auf dem Kissen.

«Was ist eigentlich los, Liv?»

«Nichts, verdammt, nichts.» Ich legte mich wieder hin.

«Ich versuche nur zu verstehen, was in deinem Kopf vorgeht.» Steph setzte sich neben mich. «Hier sind ein paar Jogginghosen, in die ich nie wieder reinpassen werde. Das Shirt will ich aber wieder.» Ich konnte ihm nicht sagen, was geschehen war. Er hätte mich nicht wiedererkannt. Also schwieg ich. «Sag mal, wie geht es eigentlich deiner Mutter?», fragte er. Mein Gesicht fühlte sich ausgetrocknet und ölig an. Also stand ich auf, um es zu waschen. «Wo gehst du hin?» Ich antwortete nicht, dachte, wenn er das Waschbecken hörte, würde er von mir ablassen. Stattdessen folgte er mir.

«Vielleicht bin ich der Falsche dafür, aber du musst endlich mit jemandem sprechen.»

«Wieso sollte ich das tun? Gar nichts muss ich», sagte ich, wütender, als ich wollte.

«Und wo war eigentlich Alex gestern?»

«Danke für den Schlafplatz, ich muss jetzt zur Arbeit.»

Steph war nicht zu haben für Drama oder unnötigen Streit. Ich wusste, was es für ihn bedeutete, mich diese Dinge zu fragen, aber er wusste wohl nicht, was es hieß, keine Antworten zu haben. Wie immer umarmten wir uns zum Abschied. Er roch frisch geduscht, die Spitzen seines Haares noch feucht, die Bartstoppeln kratzten über meine Wange. Für einmal aber war es eine jener Umarmungen, die Veränderung ankündigten.

So spät bei der Arbeit aufzutauchen, ohne Erklärung, ohne ein schlechtes Gewissen, kam nicht infrage, das wollte ich mir nicht antun. Also rief ich an, als ich wieder in meiner Wohnung war, sagte, ich fühle mich nicht besonders und bräuchte sowieso ein paar Tage frei. Dabei versuchte ich mich daran zu erinnern, wann ich das letzte Mal im Urlaub war. Vor drei Jahren. Fünf Tage am Strand, mit Alex. Wir hatten ein Zweizimmer-Appartement gemietet, uns auf dem Steinboden geliebt. Das Bett hatte zu laut gequietscht. Ja, damals liebten wir uns. Damals störte der kratzende Sand zwischen uns noch nicht. Das war, bevor wir uns zu gut kannten, bevor ich damit anfang, ihn wegzustoßen, ihn nicht mehr ertragen konnte, wie eine Haut, die zu eng geworden war.

Die Frau des Personalbüros am anderen Ende fragte nur: «Olivia wer?» Also legte ich auf. Dann machte ich mich daran, das Nötigste einzupacken.

AV

Die Leute, die mir entgegenkamen, sahen mich nicht. Sie schauten lediglich genervt auf die halbleere, große Tasche, weil sie sich mit ihren Regenschirmen daran vorbeizwängen mussten. Der nasse Gehweg roch nach Blei.

An der U-Bahn-Station angekommen, wollte ich meine Jacke ausziehen. Doch die Tasche, die Handtasche, der Schal, ich ließ es. «Einfahrt der U2 auf Gleis 5.» Ich beeilte mich. Was Tante Edie wohl sagen wird? Sie wird bestimmt Fragen stellen, dachte ich, aber erst morgen. Heute wollte ich einfach weg und nicht daran erinnert werden, was hinter mir lag. Drei Stationen weiter ergatterte ich endlich einen Sitzplatz. Die Dame neben mir strickte, als würde die Kälte des Winters für immer bleiben. Die dicken Nadeln zwischen ihren knorrigen Fingern. Bei jedem Ruckeln der Bahn hielt sie kurz inne und setzte entschlossen wieder an, jede Masche ein kleines Wunder.

Am Hauptbahnhof stieg ich aus und kaufte mir am Schalter eine Fahrkarte. Die Frau hinter Glas sah meine Taschen an, dann mich.

«Die Tasche nicht auf den Sitz packen», sagte sie. «Die gehört ins Gepäckfach. Die jungen Leute packen das immer auf die Sitze.»

«Unerhört», antwortete ich, als gehörte ich nicht zu diesen jungen Leuten, nahm das Ticket und machte mich auf den Weg zum Gleis.

Ich hatte ein Abteil für mich allein. Und als der Zug endlich den Bahnhof verließ, sich über all die Weichen aus dem Schatten ins Licht wand, zog ich die Jacke aus und setzte die Kopfhörer auf, *Old Man*.

Ich kannte die Kleinstadt auswendig. Sie lag direkt am Meer, am Fuße eines Weinbergs, in dem wir tagelang Verstecken gespielt hatten. Viele Wochen und Monate hatte ich als Kind hier verbracht, manche davon allein, ohne Mutter, dafür mit Edie und ihren Söhnen. Auch als Teenager war ich oft bei ihr gewesen.

«Liv, du bist kein schlimmes Mädchen, aber es ist manchmal spannend, dir zuzusehen bei all dem Blödsinn, den du anstellst», hörte ich sie immer noch.

Es wäre nicht richtig gewesen, es als ein «Nachhausekommen» zu bezeichnen. Es war ein Ort, an dem alles andere für kurze Zeit stillstand. Ein Ort, an dem Angst und Trauer mich nicht aus jeder Ecke anstarrten.

Edie war nicht meine Mutter, auch wenn sie in der Vergangenheit viele ihrer Aufgaben übernommen hatte. Das Schweigen und Zuhören. Die beiläufigen, vertrauten Berührungen.

Sie ließ mich arbeiten, putzen, gab mir zu verstehen, dass Kopfschmerzen kein Grund waren, morgens nicht aufzustehen. Dass es nichts Schlimmeres gab als Trägheit, Jammern und das Abschieben von Verantwortung. Für mich war sie eine Freundin. Eigentlich war sie meine Tante.

Einmal nur hatte ich sie gefragt, was damals passiert war mit Louis. Sie sagte nur: «Solche Dinge geschehen nie ohne Grund. Vielleicht ist es besser so. Deine Mutter hat mit dir ja schon genug zu tun.»

Das Haus wirkte von außen kleiner. Am Ende eines Gartens hatten sie es hingestellt, genau da, wo er in Richtung Küste abzufallen begann. Das Meer war noch ein ganzes Stück entfernt. Man

konnte es nur an klaren Tagen sehen, aber riechen konnte man es immer.

Alles war aus Holz, das Dach schräg, riesige Fenster, die meist offen standen, kaum Wände, außer im unteren Stockwerk, wo die Schlafzimmer waren. Überall farbige Teppiche, Pflanzen in schweren Töpfen, Regale voller eingerahmter Fotos, Bücher und Platten. Am Ende des Wohnzimmers ein Kamin aus Stein. Und die Schatten der Blätter, wie sie durch das Dachfenster über den Wohnzimmerboden tanzten.

Es brannte noch Licht. Obwohl ich müde von der langen Reise war, zögerte ich, als ich mitten in der Auffahrt stand. Etwas in mir suchte nach einem Zeichen, dass ich willkommen war. Ich schmeckte auf einmal die Kekse, die Edie mir jedes Mal zur Begrüßung gegeben hatte, als ich noch klein war. Keine Schokolade, auch wenn sie schön braun waren von der schwarzen Melasse. Süß, leicht bitter, metallisch, wie Blut. Ich dachte an die Hängematte. An all die Morgen mit Käse, Brot und Marmelade, an meine Füße auf dem noch frostigen Küchenboden, wie ich sie abwechselnd an meinen Unterschenkeln wärmte. An die Hühner hinter dem Haus, geschäftig gackernd.

Ich dachte an die Musik.

Edie öffnete die Tür, als hätte sie mich erwartet. Auch früher schon hatte sie diese gemusterten Hosen getragen. Sie waren aus Seide, fühlten sich beinahe feucht an, als ich sie unbeobachtet anprobierte. Nur beim Gehen konnte man darunter ihre schlanken Beine erkennen. Am Oberkörper trug sie immer etwas aus Leinen, zerknittert. Sie hatte keine Angst vor dem Tod.

Wenn meine Mutter einmal im Jahr mit mir einkaufen gegangen war, hatte ich nach solchen Hosen gesucht, nach genau diesen Hemden.

«Das gibt es hier nicht», sagte sie dann, was Edie nur noch geheimnisvoller erscheinen ließ.

ΛV

Wir saßen an dem langen, vertrauten Esstisch zwischen Küche und Wohnzimmer. Edie in ihrem Pyjama, ich mit meiner Laufmasche, eine Tasse Tee vor mir.

«Brauchst du etwas Stärkeres?» Ihre goldbraunen Augen glänzten im Licht der Hängelampe.

«Tee ist perfekt.»

Edie hatte sich nicht verändert. Immer noch war ihr kurzes, fast schwarzes Haar zu einem welligen Chaos geknetet. Immer noch roch es im Haus nach ihrem Leben, nach Zitronen, Petersilie und Patschuli-Räucherstäbchen.

«Soll ich die Musik lieber ausmachen?», fragte sie und stand auf.

«Nein, lass nur, ich mag diesen Song.»

«*Hazey Jane*, das war unser Lied. Weißt du noch? Eines seiner besten.» Edie ging rüber zur Anlage, ich hörte das Flüstern der Seide zwischen ihren Knien. Sie drehte die Musik lauter. «Komm, Radieschen, lass uns tanzen!»

Ich wusste, dass sie nicht aufgeben würde, und irgendwie war mir tatsächlich danach. Was sonst hätte ich tun sollen?

Sie war nur ein paar Jahre jünger als meine Mutter, aber es waren entscheidende Jahre. Eigentlich hieß sie Edwina, doch das

sagte sie niemandem. Bei ihr gab es nur wenige Regeln. Mit der Sonne aufzustehen war eine davon. Oder gemeinsam zu meditieren, anstatt zu streiten. Sie war wundervoll verrückt, wie ein Kind, das Erwachsensein spielte.

«Was ist 'n hier los?», hörte ich eine Männerstimme, gerade als ihr Rücken sich an meinen schmiegte. Zuerst dachte ich, es sei einer ihrer Söhne.

«Oh, Schatz, komm her, ich muss dir jemanden vorstellen.» Edie ging auf ihn zu, während ich die Musik leiser stellte. Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn heran. Er trug kein T-Shirt, seine Brust war kaum behaart. Körper wie diese hatte ich schon einige gesehen. Junge Typen, die Muskeln hatten, ohne zu trainieren, Typen, die sich nackt genauso wohl fühlten wie angezogen, die gar nicht bemerkten, wie unangenehm es den Menschen um sie herum war. Er war jung, vielleicht so alt wie ich. Sein Dreitagebart änderte nichts daran.

«Milo», streckte er mir die Hand entgegen.

Du gehörst nicht hierher.

«Hast du schon geschlafen?», wandte sich Edie an ihn. «Haben wir dich aufgeweckt?»

«Irgendwie schon.» Er strich sich eine Locke hinters Ohr, als wüsste er, dass Edie darauf stand.

«Sorry, Schatz. Willst du auch einen Tee? Ein Glas Wein?»

«Tut gut, mal ein neues Gesicht zu sehen», ignorierte er Edies Frage.

«Ich hätte vorher anrufen sollen, Edie. Ich wusste nicht, dass ...»

«Was? Dass ich einen Freund habe?»

Einen Freund.

«Mach dir keinen Stress», sagte Milo. «Hier ist genug Platz für uns alle.» Er gähnte, ohne sich die Hand vor den Mund zu halten.

Ich hob meine Tasche vom Boden auf.

«Ich glaube, ich geh dann mal runter. Weiß ja, wo alles ist.»

«Sicher. Du bist bestimmt ziemlich k. o.», sagte er. «Ach, und der Wasserhahn im unteren Bad klemmt.»

Auch das weiß ich.

«Schlaf gut, Liv», sagte Edie, als ich schon auf der Treppe stand.

Als ich im Bett lag, hörte ich die beiden in ihr Zimmer gehen. Edies Clogs auf dem Plattenboden, Milo, der beim Gehen summt.

Später hörte ich sie erneut. Sein Stöhnen war lauter als ihres. Was er dabei sagte, konnte ich zum Glück nicht verstehen. Sicher ließen sie das Licht an. Edie wahrscheinlich oben, die Hände auf seiner fast knabenhaften Brust. Vielleicht hatte sie ihn deswegen. Dafür war er da, unter ihr, ausgestreckt, wie ein gefällter Baum, das Holz noch feucht.

Lichtstrahlen drangen durch die Jalousien, legten Muster in den Raum. Bis auf die Vögel, die singend vor dem Fenster hin und her hüpfen, war alles still. Ich hatte es nicht eilig aufzustehen. Keine Träume, die noch in meinen Gedanken feststeckten, nur Menschen, die nicht von mir ablassen wollten. Allen voran Sascha, der sich zweifellos über mich kaputtgelacht hatte. Dabei war er das traurige Arschloch. Ob er auch an mich dachte? Vielleicht bereute er es ja mittlerweile, dass er mich hatte abblitzen lassen. Wahrscheinlich eher nicht. Wahrscheinlich konnte er sich knapp an meinen Namen erinnern, Oh-livia. Hätte ich bloß das Kleid behalten.



Es klopfte an der Zimmertür. «Milo hat Frühstück gemacht.»

Wieder zeigte er seinen nackten Oberkörper, als wollte er daran erinnern, wie jung und makellos er war. Ich versuchte nicht hinzusehen. Er trank Kaffee aus einer großen Tasse, die sein halbes Gesicht verdeckte, jedes Mal, wenn er einen Schluck nahm. Nur seine symmetrischen Brauen schauten noch hervor. Getrockneter Speichel in seinen Mundwinkeln. Ich lehnte mich an die Wand am Rande der Küche, noch unsicher, was mich erwarten würde. Edie verteilte die drei Teller auf dem Tisch, als er mich ansprach:

«Na, gut geschlafen? Ich hoffe, wir waren nicht zu laut.»

«Milo!», entfuhr es Edie. Sie sah mich an, schlecht unterdrückter Stolz in ihrem Gesicht.

Er lachte und nahm einen weiteren Schluck. Diesmal legte er den Kopf in den Nacken, um die Tasse auszutrinken. Sein Adamsapfel trat hervor. Eine weitere Erinnerung an seine Männlichkeit.

Warum bist du hier?

«Schon okay», sagte ich und schämte mich für ihn. Für sie. «Kann ich irgendetwas tun?»

«Na, hör mal, du bist hier bei Profis zu Gast, lass uns das machen», sagte Milo.

«Bist du etwa auch Koch, oder wie?», fragte ich.

«Klaro.» Milo ging zu Edie, die immer noch dabei war, den Tisch zu decken, und umarmte sie mit beiden Armen von hinten, küsste sie auf den Hals. «Bei dieser bezaubernden Dame darf ich arbeiten. Jeden Tag, in der heißen Küche, mit den scharfen Messern und den schweren Töpfen. Nicht wahr, Schatz?» Edie kicherte wie ein kleines Mädchen.

«Wie schön», sagte ich, aber glaubte es nicht.

Das Restaurant Orangerie war Edies Lokal. Sie hatte es nach der Scheidung von ihrem Mann übernommen und in eine renommierte Adresse verwandelt. Auf der Karte stand «Bekanntes neben Unbekanntem, Austern neben Herz», wobei ich Letzteres nie versucht hatte. Mit der «Neuinterpretation fast in Vergessenheit geratener Rezepte» hatte sie sich einen Namen gemacht und «lockte Feinschmecker von überall her in den Küstenort». Jedenfalls stand das in dem Zeitungsausschnitt, der eingerahmt in der Küche aufgehängt war. Es stimmte. Das Restaurant war bodenständig, zeitlos und unverschämt gut. Wie Edie.

«Du hattest Glück, dass wir gestern Abend zu Hause waren», sagte sie.

«Sieht ganz danach aus», sagte ich und dachte daran, wie schön es wäre, mit ihr allein zu sein.

Milo verabschiedete sich. Er müsse ins Restaurant, die Gerichte der Frühlingkarte noch mal probekochen.

Nun konnte Edie endlich ihre Fragen stellen. Und ich meine. Wir saßen immer noch am Tisch. Sie trug einen roten Kaftan. Egal was sie anhatte, es schien immer von einem mysteriösen Ort zu kommen. Und wenn ich sie danach fragte, sagte sie «auf dem Markt in Italien», «Secondhandshop», «Hab ich schon seit den Siebzigern». Ich fragte nicht. Edie ergriff als Erste wieder das Wort.

«Du tust es immer noch, nicht wahr?», fragte sie.

«Was denn?»

«Denkst darüber nach, welchen Bissen du als letzten nimmst, welcher Geschmack zurückbleiben soll.»

Ich stapelte das übrig gebliebene Stück Sardine auf das restliche Rührei und schob mir beides zusammen in den Mund.

«Liv, du musst mir nicht sagen, warum du hier bist.»

Alles, was geschehen war, fühlte sich an, als wäre es gar nicht mir passiert, sondern einer Fremden, die kurzzeitig die Kontrolle über ihr Leben verloren hatte und dann weggerannt war. Ich war nur jemand, der da reingeraten war und wieder raus wollte.

«Ich krieg das wieder hin», sagte ich. «Wahrscheinlich brauche ich nur ein wenig Abstand.»

Deswegen bin ich wohl hier.

«Abstand von wem? Alex?»

Ich nickte.

«Verstehe.» Edie stand auf und gab mir einen Kuss auf den Scheitel. «Du kannst so lange bleiben, wie du willst.»

Erleichtert schloss ich die Augen, während sie noch hinter mir stand, und öffnete sie erst wieder, als ihre Hände meinen Körper wieder der morgendlichen Kälte überlassen hatten. Ich fragte mich, ob dieser pudrige Duft seiner war.

Dann ging sie zurück in die Küche, wobei es aussah, als würden ihre Füße den Boden gar nicht berühren.

«Milo, also», sagte ich.

Ich konnte ihr Grinsen auch von der Seite gut erkennen.

«Seit wann geht das?»

«Nur, um das gleich klarzustellen: Es ist mir egal, dass du ihn nicht magst», sagte sie, während sie das Geschirr in die Spüle stellte.

«Ich kenne ihn nicht, wie soll ich ihn da nicht mögen?»

«Wie gesagt, es ist mir egal», sagte sie und drehte den Hahn auf. Dann erzählte sie mir, dass sie schon seit einem Jahr mit

ihm zusammen war. Sie hätte einen weiteren Koch im Restaurant gebraucht und ihn deswegen eingestellt. «Nie hätte ich gedacht, dass so etwas daraus werden würde.»

Ja, niemals.

«Wohnt er hier?», fragte ich.

«Natürlich wohnt er hier. Wir sind zusammen, Liv.»

Edie hatte in der Vergangenheit bereits den einen oder anderen Liebhaber gehabt. Manche kürzer, manche länger. Keiner war bei ihr eingezogen. Allein schon wegen ihrer Jungs nicht, auch wenn die schon lange nicht mehr bei ihr lebten. Sie schnitt ihnen immer noch die Haare, da war ich mir sicher, niemand sonst durfte das. Nie hatten sie sich dagegen gewehrt. Edie war wie das Meer.

«Ich frage dich jetzt, damit wir auch das hinter uns haben: Wie geht es deiner Mutter?»

Die Frage hatte ihr bestimmt schon seit meinem Eintreffen auf der Zunge gelegen, zusammen mit dem bitteren Geschmack von Schuld.

«Ich war diese Woche bei ihr. Es geht ihr besser, denke ich.»

«Gut», sagte Edie und zündete sich eine Zigarette an. «Willst du auch eine?» Ich nahm die Zigarette. «Du solltest sie anrufen.»

Wir schwiegen, um die Fragen zu umgehen, die wir einander gerne noch gestellt hätten. Es war weder der Tag noch die Tageszeit noch das richtige Leben dafür.

Die seltsam angenehme Stille wurde durch das Klingeln des Telefons unterbrochen. Milo wollte wissen, wann Edie nachkommen würde. Irgendwas wegen Spargeln. Sie verhielt sich, als würde er sie beobachten, ging vor mir hin und her, eine Hand auf der Hüfte abgestützt.

«Jaja, klar. Wie du meinst, Schatz. Ich bin in zwanzig Minuten da.»

Dieses «Schatz» war das Widerlichste, was ich je aus ihrem Mund gehört hatte. Warum musste sie zu einer dieser Frauen werden?

Edie bot mir an mitzukommen. «Später, vielleicht» sagte ich.

Kaum war die Tür ins Schloss gefallen, legte ich mich aufs Sofa, zufrieden, dass ich nicht einfach zurück ins Bett gegangen war. Ich dachte daran, was Edie gesagt hatte. Dass ich meine Mutter anrufen sollte. Doch ich konnte nicht. Ich hatte nicht vergessen, was sie über die Kette gesagt hatte, über ihn. Solche Geschichten erzählte sie dauernd. Geschichten, Tatsachen, Erinnerungen, die sie auseinandernahm und ihnen eine mir völlig unbekannt Bedeutung gab. Jedes Mal fühlte ich mich dann, als stünde ich wieder auf dem Dreimeterbrett, als müsste ich erneut vor den Augen aller ins Nichts springen, ein fremdes Haar an meinem Unterschenkel.

Es hatte ganz leise angefangen, fast unbemerkt. Sie wollte nicht mehr Auto fahren. Dann wurde sie krank. Immer wieder ging sie zum Arzt, wegen ihrer Schmerzen, für die keine Ursache zu finden war. Sie begann Punkte zu sehen, egal wohin sie schaute, sagte sie, und konnte nicht mehr schlafen. Und sie weinte oft. Irgendwann nicht mehr leise, nachts in ihrem Zimmer, sondern auf dem Küchenboden, vor dem Kühlschrank, mit dem Rücken gegen die Zeichnung des lila Elefanten, die ich ihr mit acht Jahren zum Geburtstag geschenkt hatte.

Diese Trauer strömte dann mit einer Wucht aus ihr heraus, die mich zwang, ins Zimmer zu gehen und die Türe zu schließen,

um nicht selbst den Boden unter den Füßen zu verlieren. Versuche, sie zu trösten oder zu verstehen, endeten zusammen mit ihren Tränen im Nirgendwo. Als Kind war ich überfordert. Als Teenager wütend. Und als ich dann auszog, wurde es nur noch schlimmer. Bis auf die Tage, an denen alles gut war. Oder anders, wenigstens. Edie hatte immer gesagt: «Du bist nicht allein mit deinem Schmerz. Mit ihr.» Aber ich war allein. Und vielleicht war sie es und nicht er, mein Schmerz.

Sein Leben war so kurz, wieso dauert das Vergessen so lang.

Dann rief ich Steph an. Es dauerte einen Moment, bis er antwortete. Ich stellte mir vor, wie ich ihn mit meinem Anruf geweckt hatte, wie er sich die Augen rieb, die Decke von sich warf, aufstand und sich zum Telefon schleifte.

«Ich bin's.»

«Wer ist <ich>?»

«Na Liv, Blödmann.»

Steph lachte. «Schon klar. Wo steckst du?»

«Bei meiner Tante. Edie. Wollte nur Bescheid geben, falls jemand fragt.»

«Ich bin zwar nicht die Auskunft, aber es ist gut zu wissen, wo du bist.»

«Gut. Dann hätten wir das», sagte ich.

«Nicht so schnell, Liv. Was hast du jetzt vor?»

«Ehrlich gesagt, weiß ich das noch nicht.»

«Das ist gut. Wirklich gut.» Ich konnte hören, wie er den Klo-deckel hochklappte. «Melde dich, falls irgendwas ist, und pass auf dich auf.»

Damit meinte er wohl vor allem, dass ich nicht zu viel trinken sollte.

Ich ging zurück zum Sofa, schob die Kissen zur Seite und setzte mich hin. Vor mir auf dem Tisch ein Stapel Bücher. Vielleicht las sie ihm ja manchmal vor. Er lag dann auf der Couch, die Beine auf Edies Schoß. Neben den Büchern stand eine Blechdose. Was da drin war, wusste ich genau. Ich hatte es gestern Abend noch gerochen, gleich als sie die Tür geöffnet hatte. In der Dose war genug, dass es nicht auffallen würde, wenn ich mir etwas davon nahm, also drehte ich mir einen Joint, zündete ihn an und legte mich hin, wie es Milo getan hätte. Nach wenigen Zügen fühlte ich, was ich fühlen wollte.

Als ich Stunden später aufwachte, schien die Sonne fast flach ins Wohnzimmer, mein Schatten mahnend auf der Regalwand vor mir. Ich musste duschen.

Zunächst die Zeit, die ich brauchte, bis ich mich dazu überwinden konnte. Dann das Frieren, sogar an heißen Tagen, wenn man in die noch kalte Wanne stieg. Die ersten Wasserstrahlen, ebenfalls kalt, die Suche nach der richtigen Temperatur, und wenn alles vorbei war, wieder die Kälte, der beschlagene Spiegel, die Gewissheit, das alles endlos wiederholen zu müssen.

Ich hätte etwas tun sollen, aber ich hatte nichts zu tun. Der Tag war schon fast vorbei.

Das war nicht mein Haus, trotzdem fiel es mir leicht, in der Badezimmerkommode nach Wattepad zu suchen oder in Edies Wäscheschublade zu wühlen. Sie teilte die Kommode jetzt mit

ihm, wobei ich sein Zeug nicht anfasste. Sie hatte fast die gleiche Kleidergröße wie ich. Als ich das eine Kleid über meinen Kopf wieder ausziehen wollte, knackte es. Es war nichts zu sehen, wahrscheinlich nur ein Faden, den ich nicht finden konnte.

An den Seiten, den Ecken und am Fuß des Bettes musste man die Decke unter der Matratze einklemmen. Edie hatte es mir gezeigt und ich hielt mich daran, nachdem ich mich für eine Weile draufgesetzt hatte. Wahrscheinlich schlief sie immer noch auf der rechten Seite, die zum Fenster hin, und er dann auf der anderen. Dann hielt er sie, legte seinen Arm um sie, aber ihr wurde heiß. Sie wartete, bis er tief und regelmäßig atmete, hob seinen Arm wieder von sich und Milo drehte sich endlich weg. Sie selbst drehte sich auf den Bauch, ein Bein angewinkelt, den Kopf zur Seite, nicht in seine Richtung. Morgens stand sie dann vor ihm auf, damit sie nicht mit ihm kuscheln musste, und trank ihren ersten Kaffee alleine in der Küche. Kaum hätte ich meinen Kaffee ausgetrunken, wäre Alex aus dem Zimmer gekommen und hätte mich auf die Schulter geküsst.

Das Grummeln meines Magens erinnerte mich daran, dass ich seit dem Morgen nichts gegessen hatte. Im Kühlschrank war nicht viel zu finden. Jedenfalls nichts, das man nicht hätte kochen müssen, außer einer Schale Himbeeren, ganz unten. Ich nahm sie raus, setzte mich auf die Küchenablage, stülpte eine nach der anderen auf meinen Zeigefinger und aß die Schale leer. Dann faltete ich den leeren Karton und schob ihn im Müllsack ganz nach unten.

«Na, hattest du einen anstrengenden Tag?», fragte Edie, als sie mich im Wohnzimmer fand.

«Ich habe ein bisschen gelesen», antwortete ich und wartete auf ein Zucken in ihrem Blick. Milo hob nur kurz die Hand und sagte nichts, als er mich sah, dann verschwand er auf der Treppe nach unten.

Die Sonne saß bereits auf dem Horizont und malte den Himmel in Orange, wie ein Versprechen an den nächsten Tag. Es war noch nicht die Jahreszeit, um abends draußen zu sitzen, weswegen Edie ein paar Decken aus der Truhe hinter dem Sofa holte. Sie sahen ein wenig aus wie die Kleidung, die sie trug, und rochen nach ewigem Sommer. Ich war wieder dreizehn, außer dass dieses Mal niemand daheim auf mich wartete. Keiner erinnerte mich daran, nicht mehr als ein Glas zu trinken. Keiner bat mich, nicht zu spät nach Hause zu kommen. Keiner zwang mich, den Notruf zu wählen, weil sie sich im Badezimmer eingesperrt hatte. Keiner zwang mich, irgendetwas zu tun.

«Morgen geht's los, Schatz. Wie fühlst du dich?», fragte sie Milo, als er wiederkam. Sein Haar schimmerte noch nass.

«Was geht los?», fragte ich dazwischen.

«Na, die Saison», sagte er.

Ich nahm einen Schluck Rotwein, während sie sich weiter unterhielten, trank und schwieg, bis mein Glas leer war und ich aufstehen musste, um Nachschub zu holen. Von der Küche aus konnte man direkt auf die Terrasse sehen. Es fiel mir schwer zu glauben, dass diese Sache gut ausgehen würde, dass da etwas war zwischen den beiden.

In der Nacht, als ich Alex getroffen hatte, ein paar Wochen vor unserem ersten Kuss, sah ich ihn an und war mir sicher: Mit ihm werde ich glücklich. Er war all das, was sich andere Frauen

wünschten. Alex war zärtlich, aufmerksam, intelligent, war ausgeglichen, nie traurig, nie unberechenbar. Ich glaubte zu wissen, wie Liebe aussah. Ich glaubte zu wissen, was ich brauchte.

Kaum hatte ich die Glastür aufgestoßen, schlug mir ihr Lachen entgegen.

«So, meine Lieben», sagte Edie, als sie mich sah. «Ich gehe jetzt schlafen, muss morgen früh raus.»

«Bleib noch 'n bisschen», sagte Milo und hielt ihre Hand, bis sie zu weit weg war.

«Du solltest auch nicht mehr allzu lange aufbleiben», sagte sie. «Gute Nacht, ihr beiden.»

Ich schlang die Decke um meine Hüften. Es wäre seltsam gewesen, jetzt auch zu gehen. Außerdem war mein Glas noch voll. Was war schon dabei? Ein weiterer Drink, eine weitere angestrengte Unterhaltung zweier Menschen, die sich nichts zu sagen hatten. Ich spürte, wie er mich von der Seite ansah.

«Was machst du eigentlich so?», fragte Milo, kaum war Edie durch die Tür verschwunden.

Was ich mache? Ich lebe, atme, gehe und manchmal tanze ich. Ich bezahle Rechnungen, ficke miese Typen und verlasse die guten, weil diese offenbar genauso wenig zu mir passen. Ach, und ich verliere Jobs. Ich telefoniere mit meiner Mutter, dreimal die Woche, wenn sie es nicht verschläft, gerade tief in einem Loch ist und ihr die Stimme fehlt oder ich es einfach mal wieder nicht ertrage. Dazwischen sehe ich in den Spiegel und frage mich selbst: Was tust du da eigentlich? Aber nur, wenn ich gerade mal Zeit habe. Und dass mir diese fehlt, dafür Sorge ich, mit aller Kraft,

egal wie, damit ich mir genau diese Frage nicht stellen muss, Milo.

«Dies und das», sagte ich also. «Ich hab gekündigt und bin mir noch nicht sicher, was ich als Nächstes machen will.»

«Ich find das echt wichtig. Zu wissen, was man tun will, und so», sagte er. «Ich mein, wir sind, was wir tun, nicht? Selbstverwirklichung, du verstehst.»

«Ich glaube, wir sind eher, was wir nicht tun.»

Oder was wir nicht tun können. Selbstverwirklichung, als wäre ich noch gar nicht da und müsste erst noch geboren werden, wirklich werden durch irgendeine große Geste, ein Ereignis, das etwas über mich und mein Leben aussagt. Da gibt es nicht viel zu sagen. Ich wurde geboren von meiner Mutter, die entschieden hat, mich zur Welt zu bringen. Ebenfalls hat sie irgendwann entschieden, dass mein Vater eine gute Wahl war, weil sie nicht ahnte, was für ein beschissener Feigling er sein würde. Diesen Teil muss ich von ihm haben, wo man das eigene Leben hinter sich lässt, weil man es nicht mehr aushält, es abstößt wie einen Milchzahn. Es musste also so kommen. Ohne Vater, ohne Bruder, alleine mit der Mutter, die sie mir zurückgelassen haben, und der Zukunft, über die ich nie wagte nachzudenken, weil schon die Vergangenheit zu viel war, wurde ich zu der Frau, die ich heute bin. Mehr als das schaffe ich nicht.

«Darauf trink ich.» Er nahm einen großen Schluck aus seinem Weinglas, bevor er weitersprach. «Sah Edie eigentlich mal aus wie du?», fragte er, als wäre die Frage angebracht.

«Wie sehe ich denn aus?»

Er schaute mich immer noch an, kniff die Augen zusammen und blies den Rauch seiner Zigarette durch die Nase. «Ja, ich

wette, sie sah aus wie du.» Er nahm einen weiteren Zug. «Das hast du von ihr.»

«Edie ist vieles für mich, aber sie ist nicht meine Mutter.»

«Na und? Sie ist deine Tante. Und sie könnte deine Mutter sein.»  
Ist sie aber nicht.

«Immerhin bist du jetzt hier. Wo lebt 'n eigentlich deine Familie?» Er war wie ein Hund, der nach einer Biene schnappte.

«Meine Familie», lachte ich und stand auf.

«Hab ich etwas Falsches gesagt?»

«Für mich wird's auch Zeit, glaub ich.» Ich legte die Decke über die Stuhllehne. «War ein langer Tag.»

Dann schloss ich die Tür hinter mir, seine Stimme drang nur noch schwach durch die Scheibe, «Sorry, Liv», ganz weit weg.

Obwohl nicht klar war, wie lange ich bei ihr bleiben würde, war es an der Zeit, meine Klamotten einzuräumen. Edie mochte es nicht, wenn ich die Tasche und den Rest meines Zeugs rumliegen ließ.

«Immer kurz vorm Gehen, nie richtig angekommen», sagte sie dann. Viel hatte ich ja nicht dabei. Die Zahnbürste noch im Mund, schob ich meinen Beutel quer durchs Zimmer und öffnete den Schrank. Doch er war nicht leer. Eine Schachtel mit dem Namen meiner Mutter darauf starrte mich an und ließ mich einen Schritt zurücktreten, sodass ich fast über die Tasche fiel. Zahnpasta tropfte auf meine Zehen, ich eilte ins Badezimmer. Als ich wiederkam, war die Schachtel immer noch da. Natürlich war sie noch da, wie bei all meinen anderen Besuchen auch. Sie war zugeklebt und ich hatte bisher nie daran gedacht, sie zu öffnen.

Da ich keine Schere zur Hand hatte, kramte ich nach meiner Pinzette und begann das Klebeband durchzustechen, bis ich den Deckel aufreißen konnte.

Zwei Vasen. Sie hatten im Haus meiner Großeltern gestanden, auf einem schmalen Tisch an der Wand im Korridor. Beide azurblau, nur teilweise mit Luftpolsterfolie umwickelt. Ich nahm sie heraus und stellte sie neben den Schrank. Ansonsten fand ich nur Bücher, kreuz und quer gestapelt. Ganz unten in der Schachtel lag ein kleines Notizbuch, ein rotes Seidenband ragte daraus hervor. Ich schlug es auf jener Seite auf, die das Band markierte.

Dass sie Tagebuch geführt hatte, war mir neu.

09.12.1978

Das plötzliche Grau ist mir früher nie aufgefallen. Der Himmel ist bedeckt von einer undurchlässigen Schicht. Keine Sonne. Bin mir nicht sicher, ob es regnet.

Da war er schon weg. Sein Gesicht hatte ich fast vergessen. Auch von ihm gab es keine Fotos, jedenfalls nicht bei uns zu Hause. Er hatte einen Schnurrbart, daran erinnerte ich mich, weil er mich immer gekratzt hatte. Meine Mutter fand ihn schrecklich. Sie sagte: «Keiner sollte Haare um den Mund haben, auch die nicht, die einen schönen Mund haben.»

Nachdem er gegangen war, verschwand er auch aus ihren Worten. Mein Fragenstellen hörte auf, als ich in die zweite Klasse kam. Nicht weil es mich nicht mehr interessierte oder weil ich nicht mehr daran dachte. Ich wollte nur nicht mehr aufs Zimmer oder nach draußen geschickt werden, um trotzdem zu hören, wie sie weinte.

Wenn mich jemand nach meinem Vater fragte, danach, wo er war, welchen Beruf er hatte, was für ein Auto er fuhr oder wie stark er war, sagte ich: «Ich habe keinen Vater mehr.» Dann fragten sie wieso. Und ich sagte dann: «Es gibt ihn nicht mehr.» Das klang, als wäre er tot. Irgendwie war er das auch, einen Unterschied spürte ich nicht.

Ich legte alles wieder in die Schachtel und stellte sie in den Schrank, mit dem Namen nach vorn, wie ich sie gefunden hatte. Dann schloss ich die Türen. Mein Zeug konnte ich auch an einem anderen Tag verstauen.

Das Zimmer war zu groß. Das Bett stand in der Mitte und nur mit dem Kopfende zur Wand, zu beiden Seiten noch jede Menge Platz. Ich versuchte es zu verschieben, aber es war zu schwer. Mein eigenes hatte ich in die Ecke des Studios gestellt, damit ich alles überblicken konnte, auch nachts.

Ich setzte die Kopfhörer auf und ließ mich von *Hurdy Gurdy Man* auf Repeat in den Schlaf wiegen.

Später, als ich in der Dunkelheit aufwachte, ging ich zurück zum Schrank, suchte nach dem Tagebuch und steckte es in meine Handtasche.

Es fühlte sich sicherer an.

# V

*«Du musst damit aufhören, dich in  
Stücken zu verschenken. Irgendwann ist  
nichts mehr von dir übrig.»*

Ich erwachte an einem weiteren sonnigen Morgen, der sich anfühlte, als wäre er nicht für mich bestimmt. Edie und Milo waren bereits weg. Ein Zettel lag auf dem Esstisch. Ausufernde Buchstaben auf einem gefalteten Stück Papier: «Nimm dir, was du brauchst, und ruf an, falls etwas ist.» Darunter eine Telefonnummer.

Ich dachte darüber nach, Mutter anzurufen. Sie wusste wahrscheinlich nicht, wo ich war, außer sie hatte bei Steph nachgefragt. Vielleicht war es gut für sie, dass ich mich nicht meldete. Vielleicht genoss sie die Stille.

Für mich war sie wie ein lautes Zirpen, das nicht erstickt werden konnte. Ich versuchte es zunächst wieder mit Musik. Dann begann ich über die Texte nachzudenken, darüber, was sie für mich bedeuteten. Also machte ich die Musik wieder aus. Dann ging ich in Edies Büro und suchte nach Zigaretten. Sie hatte dort immer eine Stange versteckt, ganz oben auf dem Regal. Der Bürostuhl hatte Räder, aber ich hielt mich an den Stützen des Büchergestells fest und schaffte es, mir ein Päckchen zu angeln. Da klingelte es an der Haustür.



Ich trug nur das übergroße alte T-Shirt, das einst meinem ersten richtigen Freund gehört hatte. Darunter einen Schlüpfer, an dessen Farbe ich mich nicht mehr erinnern konnte. Wahrscheinlich Schwarz. Ohne Spitze.

Eigentlich wollte ich die Tür nicht öffnen, aber Edie würde sicher davon erfahren. Im Vorbeigehen schnappte ich mir ihren Morgenmantel, der noch über dem Stuhl hing, und eilte zum Eingang. Vor mir stand eine Frau, ungefähr im Alter meiner Mutter, schulterlanges dunkelblondes Haar, ein viel zu schickes Outfit, und sah mich überrascht an.

«Olivia? Bist du das?»

«Kennen wir uns?» Wieder war ich es, die sich nicht erinnerte.

«Maja», lächelte sie und musterte mich. «Was machst du denn hier?» Dann fiel es mir wieder ein. Sie war die Tochter des alten Mannes von gegenüber. Sie war die Frau, die manchmal vorbeigekommen war und mit uns gespielt hatte, wenn Edie arbeiten war. Wenn Mutter nicht da war. Sie las mir aus dem großen Märchenbuch vor, das ich allein kaum halten konnte.

«Oh, Maja, klar. Entschuldige, ist noch etwas früh», sagte ich, obwohl es bereits nach neun war. «Ich bin nur zu Besuch hier.»

«Wie schön», nickte sie. «Deine Mutter etwa auch?» Ich erinnerte mich an den Morgenmantel, die nackten Beine und verschränkte die Arme vor meiner Brust.

«Nein, leider nicht.»

«Wie geht es ihr denn?» Noch eine Frage, auf die ich es satthatte, zu antworten.

«Ganz gut», sagte ich.

«Bestell ihr doch bitte liebe Grüße von mir, wenn du sie das

nächste Mal siehst», sagte sie und kam einen Schritt näher. «Edie hat diesen Apfelessig bei meinem Vater bestellt und ich wollte sowieso gerade los, da dachte ich, ich bring ihn vorbei.»

«Das ist nett, danke.» Sie ging zu ihrem Wagen und drehte sich noch einmal um. Ich stand immer noch da, während sie einstieg, und fragte mich, warum ich traurig war, als sie davonfuhr.

Ich ging auf die Terrasse. Rauchen passte zu mir, fand ich. Damit war jedem auf Anhieb klar, dass ich nur unter gewissen Bedingungen an meinem Leben hing, es nach meinen eigenen Regeln lebte. An diesem Tag aber fragte ich mich, ob das, was ich gerade tat, mehr als das bloße Totschlagen der Zeit war.

Der Steinboden hatte mir das Blut aus den Füßen gezogen. Fast leblos sahen sie aus. Ich machte einen Schritt auf den Rasen vor mir, der etwas wärmer war als die Platten, dann ging ich bis zur Mitte des Gartens. Barfuß, dachte ich, man spürt den Boden unter sich wohl nur so gut, weil man die übrige Zeit in Schuhen verbringt, eingepackt und zugeschnürt. Einzelne Halme ragten zwischen meinen Zehen hervor. Niemand konnte mich sehen. Immer noch zwitscherten die Vögel, immer noch zirpte es, immer noch war es zu still. Ich mochte es, wie die Meeresbrise das Salz auf meine Haut legte. Als Kind hatte ich manchmal an meinem Handgelenk geleckert, um mich daran zu erinnern, wo ich war.

Ich legte mich auf den Rücken, streckte die Beine aus und schaute in den blauen Himmel. Über mir nur ein paar kleine Wolken, verlorene Kleckse. Sicher würde bald Wind aufkommen und sie davontragen. Vielleicht alle in eine Richtung, aber wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich lösten sie sich einfach in Luft auf.

«Liv? Was zur Hölle tust du da?» Die Stimme kam aus dem Haus. Es war Edie.

Ich richtete mich auf.

«Nichts, ich tue nichts.»

Ich habe Angst, mich zu verlieren.

«Steh auf und zieh dich an. Man kann nicht sein ganzes Leben liegend verbringen», sagte sie und ließ die Tür hinter sich offen stehen. Kaum hatte ich mich vom Rasen erhoben, durchdrang mich die Kälte plötzlich von allen Seiten. Schnell folgte ich Edie ins warme Wohnzimmer. Aber sie war nicht da.

«Beeil dich. Danach hilfst du mir mit den Hühnern, ich muss gleich wieder los», hörte ich ihre Stimme aus dem Badezimmer. Ich legte den Morgenmantel zurück auf den Stuhl.

Das Hühnergehege war das Zuhause von zwanzig Hennen und einem Hahn. Alle mit Namen. Als ich noch klein war, hatte ich Edie oft beim Füttern geholfen, beim Einsammeln der Eier, manche weiß, manche braun. Das war lange her. Jetzt stand ich ratlos vor dem Käfig.

«Hier, nimm, streu die Körner auf den Boden, überall verteilen», sagte Edie und reichte mir den roten Emaille-Becher, den ich schon damals in meinen Händen gehalten hatte. Die Hühner folgten den Körnern, die ich direkt vor mir und dann immer weiter weg streute. Edie machte sich währenddessen im Stall zu schaffen. Ich sah nur ihren Rücken.

«Milo hat mal wieder vergessen, die Hühner zu füttern», sagte sie, als sie wieder rauskam. «Der Mann putzt mir die Fenster und ertränkt fast meine Pflanzen, aber das mit den Hühnern kriegt er

nicht auf die Reihe.» Der Mann, dachte ich. Wie konnte sie das in ihm sehen? Edie klopfte ihre Kleidung ab, der Staub wirbelte in der Morgensonne wie kleine Mücken. «Sag mal, was ist eigentlich los, Liv?»

Warum fragt mich das bloß jeder?

Ich griff nach einem Strohalm über ihrem linken Ohr, auch um kurz nachzudenken.

«Ich denke in letzter Zeit oft an Papa», sagte ich dann. «Kannst du ihn gut?»

«Na ja, er war der Mann deiner Mutter.» Sie stieß einen Seufzer aus. «Aber nein, eigentlich nicht.» Dann streckte sie mir den Korb mit den Eiern hin. «Die nehmen wir mit ins Restaurant.»

«Wir?»

«Oder hast du etwas Besseres zu tun?»

AV

«Montags haben wir normalerweise geschlossen», sagte Edie, als wir auf die Straße einbogen. «Aber da wir ein paar Wochen Betriebsurlaub hatten, ist heute die ganze Belegschaft da, um alles vorzubereiten. Wird für dich auch ein besserer Start.»

«Start?»

«Du dachtest doch nicht, dass ich dich den ganzen Tag rumhängen lasse.»

«Ich hatte gar nicht vor, nur rumzuhängen.»

«Na, dann ist ja gut. Wir können Hilfe gebrauchen.»

«Servieren und so was?»

«Nein, Liv», sie lachte. «Dafür haben wir ausgebildetes Personal.

Ich dachte eher an Schnippeln, Putzen, Abwaschen, Hilfsarbeiten.»

Ein paar Wochen in Edies Küche zu verbringen, war nicht das Schlimmste, was mir passieren konnte. Ich war noch nicht bereit, zurück nach Hause zu gehen, wusste gar nicht, ob ich das überhaupt je wieder wollte. Auf jeden Fall hatte ich nicht vor, mein unehrliches Lächeln wieder auszupacken. Also willigte ich ein, obwohl das gar nicht nötig war. Ich hielt eine Hand aus dem heruntergekurbelten Fenster und suchte meinen Blick im Seitenspiegel.

«Als du noch ganz klein warst, kam dein Vater mal mit dir zu Besuch», fing Edie plötzlich an. «Du warst zirka drei oder vier Jahre alt, noch nicht mal im Kindergarten.» Ich sah sie gebannt an, fixierte ihren Mund. «Er hatte dir ein Kostüm angezogen. Ein Feenkostüm, glaube ich, mit Flügeln. Du hattest einen Zauberstab und dein Kleid schimmerte in Gold und Grün.»

«Wo war Mutter?»

Wo war Louis?

Sie zögerte.

«Sie war nicht dabei.» Gedankenverloren schaute sie auf die Straße. «Na, jedenfalls wolltest du unbedingt fliegen, schließlich warst du ja eine Fee. Das war natürlich unmöglich, aber dein Vater hatte eine Idee. Er holte das Fahrrad aus der Garage, nahm dich auf die Schultern und fuhr damit in der Auffahrt hin und her. Ich hatte solche Angst, dass du runterfällst.» Wir lachten beide und ich sah in Edies Augen, wie magisch dieser Tag gewesen sein musste.

«Klingt toll.»

«Du hast es geliebt.»

AV

Es würde mein erster Job in einer Küche sein, aber ich hatte oft genug zugesehen, um zu wissen, dass die Arbeit hart war und wenig Zeit für anderes blieb. Keine Zeit zum Nachdenken. Keine Zeit, die Einsamkeit zu spüren.

Keine Zeit.

Alles andere war mir egal.

Schon draußen auf dem Parkplatz hinter dem Restaurant war der Lärm aus der Küche deutlich zu hören. Es roch nach Suppe, nach Brühe, nach irgendwas, das lange Zeit brauchte, um gut zu werden, stundenlang vor sich hin köchelte, bis es plötzlich perfekt war. Ich liebte diese Art Gerichte, die unscheinbar serviert wurden und dennoch nicht nur den Hunger stillten.

«Alle mal herhören!», rief Edie, als wir in die Küche traten. «Das ist Liv. Manche von euch kennen sie schon. Sie wird uns eine Zeit lang als Küchenhilfe unterstützen. Sie fängt morgen an.» Das war's. Ich hätte mich vorgestellt, aber keiner der Belegschaft hatte seine Arbeit unterbrochen. Sie nahmen meine Anwesenheit nur mit einem flüchtigen «Ja, Chef» und einem Nicken zur Kenntnis. Ich spürte sofort, dass Edie in diesem Bereich des Restaurants jemand anders war. Wie viele Stunden hatte ich als Kind hier verbracht, drinnen, draußen, oben, unten im Keller. Nie war mir aufgefallen, wie nahtlos der Übergang zwischen meiner Tante und der Küchenchefin war. Und wie sehr sich die beiden voneinander unterschieden. Sie ging strammen Schrittes voran und sperrte die Tür zu einem kleinen Raum auf, den ich noch nicht kannte.

«Das ist die Garderobe.» Schmale Schränke reihten sich aneinander, auf jedem eine Nummer, alle verschlossen. «Du kannst diesen hier haben.» Er war ganz hinten in der Ecke. «Das ist dein Schlüssel.» Sie warf ihn mir zu. «Zieh ein T-Shirt an, bequeme, rutschfeste Schuhe, eine Hose, um die es dir nicht zu schade ist. Wenn du nichts hast, dann schauen wir später zu Hause. Für heute wird das schon gehen.» Sie fuhr mit ihren Augen einmal kritisch an mir hoch und runter. «Die Haare zusammenbinden. Hier hast du deine Schürze, die trägst du, sobald du hier ankommst, verstanden?»

«Verstanden.» Ich dachte an die schmutzigen schwarzen Blusen, die noch in meinem Spind im Kaufhaus lagen.

«Ach, und die Kette muss weg. Kein Schmuck in der Küche. Du fängst um halb acht an. Schaffst du das?»

Diese Kette gehört zu mir, wie jeder andere Teil meines Körpers.

«Die anderen fangen meist erst um halb neun an, aber die Lieferanten kommen immer früher, deswegen musst du dann schon hier sein. Jean wird dir beim Wegräumen der Ware helfen.»

Wer ist Jean?

Sie ging aus der Garderobe, ich lief ihr hinterher. Wieder in der Küche, drehten sich sofort alle zu ihr um, als würden sie auf Anweisungen warten, verfolgten ihre Schritte, als hätten sie Angst, ihr im Weg zu stehen.

«Da hast du einen Block und einen Stift. Schreib dir alles auf, hier wird nichts wiederholt, und ich werde kaum Zeit haben, deine Fragen zu beantworten.»

Ich war gerade dabei, «Meine Aufgaben» oben auf das Papier zu schreiben, als es schon weiterging.

«Milo kennst du ja, er ist der Sous-Chef», sagte sie und deutete nur mit dem Kopf in seine Richtung. «Und das ist Jean, unsere andere Küchenhilfe.» Jean war jünger als ich. Viel jünger. «Er ist schon eine Weile hier, übernimmt die kalten Speisen, ihm wirst du anfangs öfter zur Hand gehen.» Wie alle hier hatte auch Jean eine gebückte Haltung und schien ganz und gar eingenommen zu sein von dem, was auch immer er gerade tat. Sein schwarzes Haar war zum größten Teil unter einer weißen Kochmütze versteckt.

«Jetzt komm mit. Ich zeige dir die Kühlräume und das Lager. Den Weg dahin wirst du öfter gehen», lächelte Edie, und mir dämmerte langsam, worauf ich mich da eingelassen hatte.

«Du hast Glück», sagte Jean, der sich gerade nach etwas bückte, «heute ist ein ruhiger Tag.» Er hatte eine warme Stimme, die nicht zur feuerroten Akne passte. Sein Lächeln brachte keine Zahnsperre hervor, sondern ein auffallend gerades Gebiss. Er hob die Pfannen, Teller und das Kochbesteck in den Korb, zog die Haube des Geschirrspülers nach unten und drückte auf den zweiten Knopf von links. «An meinem ersten Tag hier ging es ziemlich zu und her.»

Jean erklärte mir, wie ich die Maschine bedienen musste, welcher Knopf für welches Programm war, zeigte mir, wo die Geschirrtücher waren und die Polierlappen, von denen ich noch nie gehört hatte. Dazwischen lief seine Brille an, die er dann eilig abwischte und wieder aufsetzte.

Wir hatten den ganzen Nachmittag lang Zwiebeln geschält und geschnitten, Salat gewaschen und geschnitten, rote Beete gekocht,

geschält und geschnitten, eingebrannte Krusten mit Stahlbürsten gelöst, abgewaschen, Schalen und Gläser poliert. Dazwischen musste ich immer wieder ins Lager wegen Kräutern, Fonds, Wein, Pilzen, Mehl, wobei Jean mir kaum von der Seite wich.

Der Nachmittag war lang. Der Abend kam viel zu schnell.

Als wir nach Hause fuhren, saß ich auf der Rückbank neben den dreckigen Küchenklamotten, Geschirrtüchern und Lappen. Milo saß vorne bei Edie. Sie unterhielten sich über irgendetwas, das nichts mit mir zu tun hatte. Die Fahrt durch den kleinen Ort erinnerte mich daran, wie sehr ich die Sommer hier geliebt hatte und wie weit die einfachen Tage aus dieser Zeit in die Ferne gerückt waren. Die Vorstellung, ziellos über die Felder zu hüpfen, Ameisen und Raupen hinterherzukriechen, ihnen Namen zu geben, «Billy», «Jasmin», «Huckleberry Finn», fast so, als wären sie jemand. Dann tat ich, als wüsste ich noch, welche wie hieß. Hinter die Büsche zu pinkeln, weil ich nicht nach Hause gehen wollte. Mutter hätte mich sehen und mir verbieten können, nochmals rauszugehen, weil es schon fast dunkel war. Irgendwann fand sie uns sowieso, sie brauchte nicht lange zu suchen.

«Ratet mal, wer einen geheimen Schatz gefunden hat», rief sie immer schon von Weitem.

«Du! Du hast ihn gefunden!», schrien wir ihr freudig entgegen. Ich rannte in ihre Arme, sie hob mich hoch und küsste mich dermaßen fest auf die Wange, dass das Fleisch gegen meine Zähne drückte. Das Gleiche tat sie mit den Jungs.

Mit der Zeit aber gab es immer mehr Abende, an denen sie zu Hause blieb und gemeinsam mit Edie darauf vertraute, dass wir

selbst den Weg finden würden. Manchmal wartete ich alleine in der Finsternis und hoffte darauf, gefunden zu werden, bis mich der Mut verließ. Was für eine beschissene Geschichte.

«Normalerweise wirst du etwas länger bleiben müssen, je nachdem, wann wir die Küche schließen können», riss mich Edie aus meinen Gedanken. «Aber du gewöhnst dich dran.»

Die Arbeit war anstrengend und eklig, meine Hände waren aufgeweicht, trotz der Handschuhe, und mein Rücken schmerzte weit mehr als nach einer Schicht im Kaufhaus.

«War ganz okay heute», sagte ich. «Jean ist echt nett.»

«Der Kleine hat sich also gut um dich gekümmert? Hätt ich ihm nicht zugetraut», lachte Milo. Ich schaute weiter aus dem Fenster. «Unser kleiner Jean krallt sich Liv. Na, Schatz, wie findest du das?»

Unser kleiner Jean. Dir gehört wohl alles.

Wir fuhren an den weiten Wiesen des Nachbarn vorbei. Seine Apfelbäume trugen Knospen und nur einzelne weiße Blüten. Ihr Besitzer musste inzwischen sehr alt sein, falls er überhaupt noch lebte. Früher hatte er uns immer Apfelwein gegeben. Dieser Rausch war köstlich süß, sauer und kribbelte auf der Zunge wie ein geheimes Feuerwerk. Wir schworen einander, niemandem etwas davon zu erzählen, Edies Jungs und ich. Daran gehalten hatte sich wahrscheinlich keiner von uns.

Dann bogen wir in die Einfahrt.

Noch nie hatte ich das Haus derartig leer, ganz ohne Leben von außen gesehen. Es war nicht mehr der Ort, den ich als kleines Mädchen besucht hatte. Das Gefühl, ein echtes Zuhause zu

haben, hatte ich ohnehin begraben. Ich fragte mich, wie das bei den Glücklicheren war.

«Liv, bringst du bitte die Wäsche in den Keller und schaltest die Maschine ein?», forderte Edie mich auf, kaum hatte ich meine zu engen Schuhe ausgezogen.

«Jup», antwortete ich und nahm den großen Korb. Es war in Ordnung, dass sie mich darum bat, obwohl ich nicht verstand, warum sich nicht Milo darum kümmerte. Die meisten der Sachen waren schließlich seine.

Warum wäschst du dein Zeug nicht selbst?

«Nimm das in der blauen Packung. Und Kochwäsche», sagte sie, als ich die Treppe zur Waschküche runterstieg. Noch verpackte Duftkerzen und Räucherstäbchen standen auf dem Regal über einer breiten Auswahl an Putz- und Waschmitteln, die fein säuberlich sortiert waren. Wann hatte sie bloß die Zeit, das alles zu putzen? Nicht mal eine dünne Staubschicht hatte sich darauf angesammelt. Ich machte mich daran, die schmutzigen Küchenklamotten nach Farben zu sortieren, Schwarz und Weiß. Die schwarzen Schürzen und Kochjacken waren seine. Natürlich roch auch sein Shirt nach Essen. Und ein bisschen nach ihm.

«Dass mir die Sachen sauber werden», hörte ich Milo hinter mir. Schnell stopfte ich das T-Shirt zusammen mit dem Rest in die Maschine. Er lehnte sich an den Türrahmen und lächelte zu mir runter. Ich stand auf und nahm das blaue Waschmittel vom Regal.

«Weißt du, wie das geht?», fragte er.

«Denkst du, ich bin bescheuert, oder was?»

«Wollt nur helfen.»

«Danke, ich komme klar.» Aber er blieb stehen und schaute mir weiter zu.

«Es gibt da was, das du wissen solltest», sagte er dann, «über Jean, mein ich.»

«Jean interessiert mich nicht.»

«Gib ihm ja keinen Wein, wenn du verstehst, was ich meine.» Er formte eine unmissverständliche Geste mit seiner Hand. «In seinem Alter. Ist echt krass.» Dann machte er einen Schritt in die Waschküche und begann mit einem der Messbecher rumzuspielen. «Edie hat ihn bei sich aufgenommen, will ihm 'ne Chance geben.»

«Ach, wie bei dir?»

Immer noch hielt er den idiotisch bunten Behälter.

«Wollt nur, dass du's weißt.»

«Wie nett. Lässt du mich jetzt durch?»

Er ging zwar zur Seite, aber als ich an ihm vorbeigehen wollte, hielt er mich an meinem Arm zurück. Die Berührung war sanft, aber bestimmt. Ich konnte nicht einordnen, was er von mir wollte, und wartete darauf, dass er loslassen würde. Doch er starrte mich weiter an.

«Solltest vorsichtig sein», sagte er schließlich.

«Was du nicht sagst.» Ich riss meinen Arm los und schubste Milo zurück in die Waschküche.

Sei du lieber vorsichtig.

ΛV

Nachdem ich geduscht hatte, wollte ich mir ein Glas Wasser holen. Edie war noch wach. Sie saß auf dem Sessel vor dem Kamin. Er

war aus, die Musik war an, *Better Days*, einer ihrer Lieblingssongs.

Sie hatte ein Bein über das andere gelegt und wippte mit dem Fuß im Takt.

«Wo ist Milo?», fragte sie, als sie mich entdeckte.

«Weiß nicht, noch unten wahrscheinlich.»

Ich setzte mich auf das Sofa und schielte immer wieder zu Edie. Sie hatte die Augen geschlossen.

«Oh, das habe ich ganz vergessen.» Der Apfelessig fiel mir wieder ein. Ich stand auf und holte die Flasche aus der Küche. «Maja war heute hier und hat das für dich abgegeben.» Edie sah mich irritiert an.

«Oh ... danke. Maja? Die lässt sich hier eigentlich kaum noch sehen. Und sie hat dich erkannt?»

«Ja, abgefahren, oder? Ich habe einen Moment gebraucht, weiß gar nicht, wann ich sie zuletzt getroffen habe.» Edie gab mir die Flasche zurück, ich stellte sie unaufgefordert wieder in die kleine Vorratskammer. «War sie nicht diejenige, die mich und die Jungs auf dem Traktor hat mitfahren lassen?»

«Mmmh, kann schon sein», sagte sie. «Sie hat immer gerne auf dich aufgepasst. Fast schon zu gerne, wie ich fand.» Ihr Blick wanderte in den schwarzen Kamin. «Hast du eigentlich deine Mutter schon angerufen?», fragte sie.

«Nein, ich ... hatte noch keine Zeit.»

Sie stand auf und ging auf die Treppe zu.

«Du solltest sie anrufen», rief sie mir zu, während sie sich leicht über das Geländer beugte. «Wo ist Milo? Oder besuch sie mal wieder. Ich nehme an, du musst irgendwann sowieso noch mal in die Stadt zurück, viel hast du ja nicht mitgenommen. Du hast

Milo nicht gesehen? Wahrscheinlich hat er sich schon hingelegt.»

Als sie wieder auf mich zukam, grinste sie angestrengt, als hätte sie in eine Zitrone gebissen, wie bei einem unserer Spiele. «Dann kannst du ihr auch gleich von deinem neuen Job erzählen.»

Edie hatte es immer am längsten ausgehalten.

# VI

*«Einem Kind das Fliegen beizubringen  
bedeutet, sich mit ihm gemeinsam von der  
Klippe zu stürzen.»*

Es vergingen fast zwei Wochen, bis ich den Entschluss gefasst hatte, meine Mutter noch einmal zu besuchen. Alle hatten sie gleich ausgesehen, die Tage dazwischen. Ich stand früh auf, duschte, zog mich an, aß kein Frühstück, trank keinen Kaffee, nur ein Glas Wasser. Dann verließ ich das Haus und ging vorbei an den Apfelbäumen des alten Mannes, weiter entlang der Promenade, wo die Markisen alle noch eingefahren und die Stühle gestapelt und aneinandergeschoben waren, bog beim Gemüsehändler ab, in die schmale Gasse zum Restaurant, in dem Licht brannte, weil Jean bereits da war. Diese Morgen waren kalt, selbst im April trug ich einen Schal. Manchmal, wenn der Wind daran zerrte, rief Jean mir entgegen: «Komm schnell rein, sonst erhängst du dich noch!»

Eddie und ich hatten nicht mehr über Mutter gesprochen. Stattdessen hatte sie mir erklärt, dass man die Eierschale nicht wegschmeißen darf, sondern sie den Hühnern ins Futter mischen sollte. Wegen des Kalziums. Das wusste ich nicht. Ich wusste vieles nicht. Auch nicht, dass das Essen in der Küche nicht zum Naschen da war.



«Alle dürfen das aktuelle Menü kosten», sagte sie, aber in der Küche werde gekocht, nicht gegessen. «Das Essen ist für die Gäste.» Mein Appetit hielt sich ohnehin in Grenzen, obwohl ich es mochte, zusammen mit der Küchenbrigade vor dem Abend-Service zu essen. Diese halbe Stunde am Tisch mit den großen Töpfen, dem Durcheinandersprechen, den Witzen, dem lauten Lachen und gegenseitigen Stehlen vom Teller war, was ich mir als Kind immer gewünscht hatte. Dabei sprach ich meistens nur mit Jean. Darüber, warum er keine Kontaktlinsen trug anstatt seiner Brille. Oder darüber, warum er nach seinem Onkel benannt worden war. Er fragte mich nach meinem Lieblingsessen, ich ihn nach seinem. Wir sprachen über Musik. Wir sprachen über seine Träume. Darüber, dass er ein Jahr bei Edie arbeiten musste, damit er endlich seine Ausbildung als Koch beginnen konnte.

Nicht an diesem Tag. Meinen ersten freien Tag nutzte ich, um meine Mutter zu besuchen. Fast sieben Stunden hin und wieder zurück, deswegen musste ich den ersten Zug erwischen. Es war eine Tageszeit, zu der nur wenige Leute unterwegs waren. Zeitungsausträger vielleicht, Straßenreiniger. Und die Fischer. Ich stellte mir vor, wie sie die Angeln, Netze und Köder auf ihr Boot luden und aufs Wasser rausfuhren, der Horizont nur sichtbar bei klarem Himmel, ansonsten Finsternis, Wellen, die in einem unaufhaltsamen Rhythmus das Boot sanft zum Wippen brachten, keinen Zweifel daran ließen, auf wessen Terrain sich die nächtlichen Eindringlinge befanden.

Der hell erleuchtete Zugwaggon war leer. Ich dachte darüber nach, in welches Abteil ich mich setzen sollte, wechselte es sogar einmal, als ich mich daran erinnerte, auf welcher Seite die Sonne

aufgehen würde. Dann nahm ich es hervor, ihr Tagebuch. Ich hatte es immer noch bei mir, nahm es an diesem Morgen mit, in der Hoffnung, dass ich irgendwann während der Fahrt den Mut aufbringen würde, in ihren Gedanken zu lesen. Und es war das Erste, das ich tat, kaum hatte ich meinen Platz im Waggon gefunden.

14.03.1976

Meine Schwermut sinkt durch ihn hindurch, auf den Grund dessen, was er mir versprochen hat. Wir waren niemals eins.

22.03.1976

Die Stille. Das Bedrohliche an ihr ist ihre Leere. Jedes Knacken, Knarren, Rascheln, Donnern, Aufheulen reißt mich unsanft aus dem Nichts. Schlimmer aber sind die Gedanken, die versuchen, diese Leere zu füllen. Immer mehr, immer lauter, erbarmungsloses Geschrei.

Ich klappte es zu, schob es zurück in meine Tasche. Damals war ich noch nicht einmal fünf Jahre alt gewesen. Die Worte hallten in meinen Gedanken nach, folgten meinem Blick hinaus in die Nacht, die nicht weichen wollte.

Dann nahm ich es wieder hervor.

05.04.1976

Wenn er da ist, kann ich schlechter atmen. Ich fühle mich in die Ecke gedrängt, kontrolliert, nicht mehr geliebt. Die Freiheit, die er mir einst gab, hat er wieder genommen. Ich bin nicht mehr unfehlbar, sondern mit alltäglichen Makeln behaftet.

Unausgesprochen, aber ich spüre, wie von mir erwartet wird, dass ich weiter die Mutter des Hauses bin. Dass ich weiter koche, putze, einkaufe, der tröstende Schoß bin, als wäre nichts gewesen. Nur wenn er nicht da ist, denke ich gerne an ihn. Daran, wie er war und wie er sein könnte.

«Als wäre nichts gewesen», sagte ich leise vor mich hin, wiederholte es mehrmals. Meine Erinnerung an diese Zeit war wie ein ausgetrocknetes Bachbett mit Steinbrocken, die nichts mehr verband, außer der karge Grund. Mir war klar, wen sie mit «er» meinte. Und dass sie mit ihm nicht mehr glücklich gewesen war. Schließlich hatte er sich aus dem Staub gemacht, bevor meine Augen richtig offen waren, bevor ich verstehen konnte, was direkt vor mir geschah.

Dieses Mal klappte ich das Buch nicht mehr zu. Seite für Seite nahm ich ihren Schmerz in mich auf, versuchte zu verstehen.

Es gibt Dinge, die kann man nicht sagen. Ich meine, man kann sie aussprechen, aber damit wird der Schmerz nur größer, nicht kleiner. Also sagt man nichts. Immer wieder nichts.

Wenn Mutter die Tabletten nahm, war sie ruhiger. Aber sie war nicht sie selbst. Ihr Lachen war nicht das gleiche, ihre Augen waren anders, undurchdringlich, sie umarmte mich seltener, schlief viel. Es war, als wäre sie nur eine Hülle, als wäre nur jener Teil von ihr da, der nichts fühlen musste. Wenn sie ihre Medikamente nicht nahm, war sie nervös, impulsiv, weinte viel, schlief wenig, verließ das Bett aber trotzdem kaum. Es schien dann, als müsste sie etwas tragen, das sie nicht tragen konnte. Nicht nur ihr Körper, sondern auch ihre Stimme wurde dünner. Immer wieder sah ich dabei zu, wie sie zu verschwinden drohte.

Die Waschmaschine zu bedienen, war einfach gewesen. Morgens alleine aufzustehen, alleine zu frühstücken, war schwieriger, weil ich in dem Jahr, als es ihr besonders schlecht ging, keinen eigenen Wecker hatte. Im Sommer ließ ich die Vorhänge geöffnet. Im Winter die Vorhänge und das Fenster. So weckten mich die Autotüren, die zugeschlagen wurden, oder der Schneepflug, wenn ich Glück hatte. Dann schlüpfte ich in meine zerknitterten Sachen und hoffte, dass ich in der Mittagspause etwas zu essen bekommen würde.

Manchmal verschwand sie dann tatsächlich für eine gewisse Zeit, Wochen, Monate. Dann lebte ich bei Edie. Bis Mutter, wie der erste heiße Tag im Frühling, plötzlich wiederkam, die Haare geschnitten, die Haut gebräunt, die Backen gebläht. Und wir begannen gemeinsam von vorne, *Saturday Sun*.

Als der Zug die Randgebiete der Stadt erreicht hatte, offenbarte die Mittagssonne das versteckte Leben der Gärten und Hinterhöfe, die man nur vom Gleis aus sah. Vergessene Müllsäcke, kaputtes Kinderspielzeug, frisch bepflanzte Gemüsebeete, dreckige Schuhe, aufgehängte, steife Wäsche. Meine Kleidung hatte längst den Duft der durchgesehenen Sitze angenommen, meine Blase drückte, obwohl ich kaum getrunken hatte. Zugtoiletten waren das Schlimmste. Ich dachte daran, trotzdem hineinzugehen. Gegessen hatte ich nur ein Stück Rhabarberkuchen, das mir Edie mitgegeben hatte.

«Mit viel Pfefferminze, das macht ihn besonders lecker», hatte sie gesagt. Die Pfefferminze war mir scheißegal. Edie gab mir auch ein Stück für Mutter mit, bat mich, es ihr zu geben und ihr «Gute

Besserung» auszurichten. Ich wusste, dass Mutter den Kuchen nicht essen würde. Sie weigerte sich, mit Edie zu sprechen. Sie weigerte sich, mit irgendjemandem zu sprechen, außer mit den Pflegern und Ärzten manchmal. Eigentlich sprach sie nur mit mir.

Und als ich am Bahnhof ausstieg, den Bahnsteig entlangging, sah ich zwei Obdachlose am Fuße einer Betonsäule. Ich nahm das zweite Stück Kuchen aus meiner Tasche, streckte es ihnen hin und sagte: «Ist mit Pfefferminze, das macht ihn besonders lecker.» Dann eilte ich ins nächstgelegene Café, an der Theke vorbei, in die Damentoilette und schaffte es gerade noch, mir die Strumpfhose runterzuziehen.

AV

«Ist eben weg», sagte der Mann, der mich wohl dabei beobachtet hatte, wie ich abwechselnd auf den Busfahrplan und die Bahnhofsuhr schaute. «Der nächste kommt ja schon bald.»

Ich erwiderte ein schmales Lächeln ohne Zähne und beschloss, mir im Laden gegenüber eine Limonade zu holen.

«Bringen Sie mir auch etwas mit?», rief er mir zu, gerade als ich einen Schritt auf die Straße machen wollte. Ich drehte mich um. Er sah eigentlich ganz normal aus, bis auf den Blumenstrauß, den er in seinen Händen hielt.

«Nur ein Scherz, bitte entschuldigen Sie», sagte er, «aber Sie haben so traurig ausgesehen.» Ich lächelte erneut, ohne mich dabei gut zu fühlen.

Als ich zurückkam, saß er auf der Bank. Ich setzte mich trotzdem hin, nahm einen großen Schluck aus der beschlagenen

Flasche und hoffte, bald das ächzende Geräusch des Busmotors zu hören.

«Die macht das Leben besser», sprach er mich schon wieder von der Seite an.

«Was macht das Leben besser?»

«Limonade. Das hat mein Vater immer gesagt.»

Mein Vater.

«Für wen sind die?», fragte ich.

«Was? Die Blumen?» Er sah sie an, als hätte er sie eben erst entdeckt. «Gefallen sie Ihnen?»

«Sie sind schön», sagte ich. «Sie sollten ein nasses Tuch um die Stiele wickeln, sonst ersticken sie. Oder nasse Zeitung.»

«Ich verstehe nichts von diesen Dingen, meine Nachbarin hat sie mir aus ihrem Garten mitgegeben.»

«Nett von ihr.»

«Ja. Sie mochte Veronika schon immer gerne. Meine Frau, Veronika.»

«Sie wird sich über die Blumen freuen.»

Nelken, Hortensien, Margeriten und etwas Grün.

*Die Hortensie, sie steht für Stolz.*

«Woher wissen Sie das mit dem Tuch? Weiß man so was?», fragte er.

«Meine Mutter hat ein Blumengeschäft», in dem sie seit Monaten nicht mehr war.

«Und wo finde ich dieses Geschäft? Nur falls diese hier nicht überleben.» Er hielt den Strauß nun vorsichtiger. Das Brummen des herannahenden Busses unterbrach unsere Unterhaltung.

«Das ist meiner», sagte ich und stand auf.

Silvia war nicht da, jemand anders saß hinter der Glasscheibe.

«Sie ist auf der Station, wahrscheinlich im Aufenthaltsraum», sagte die Fremde.

Ich mochte es nicht, mich dort mit ihr zu treffen, wo all die anderen mithörten, zuschauten und urteilten. Der Aufenthaltsraum war auf der anderen Seite des Gartens, wo sich auch die offene Abteilung befand. Keine verschlossenen Türen, keine Gitter. Ich nahm meine Halskette ab, steckte sie in die Tasche. Trotzdem drückte ein Gewicht gegen meine Brust.

Sie saß auf der Fensterbank in der Ecke, die Beine angezogen, den Kopf auf den Knien, eine Tasse in ihren Händen. Der Fernseher lief, Gespräche überall im Raum, Kartenspiele am großen Tisch in der Mitte. Sie sah mich nicht kommen. Erst als ich fast vor ihr stand, hob sie den Kopf und starrte mich an. Wut schlug mir aus ihren wässrigen Augen entgegen. Zunächst sagte sie nichts.

«Es tut mir leid, Mutter.» Ich ging näher und kniete mich zu ihr. Es dauerte, bis sie mich wieder ansah.

«Wo warst du?», fragte sie. «Ich habe versucht, dich zu erreichen.»

«Irgendwie ging alles drunter und drüber, da wollte ich nur noch weg», sagte ich. «Ist mir einfach zu viel geworden.»

«Zu viel?»

«Nicht wichtig.»

Du würdest es nicht verstehen.

«Sag schon. Schließlich hast du mich hier zurückgelassen.»

Und ich bin zurückgekommen.

«Ich brauchte wohl nur etwas Zeit für mich», sagte ich.

«Zeit für dich? Was soll das heißen? Du redest schon wie die Mädchen aus diesen Magazinen.»

«Alex und ich haben uns getrennt.» Sie warf mir einen müden Blick zu, lehnte ihren Kopf ans Fenster und schloss die Augen.

«Wo bist du gewesen?», fragte sie noch einmal.

Ich setzte mich auf den Boden. Ein Holzboden aus aneinandergereihten Dielen.

«Ich war bei Edie.»

«Natürlich, Edie», lachte sie jetzt. «Meine kleine Schwester, war ja klar. Wieso kommst du nie zu mir, wenn es dir nicht gut geht?»

Ich schwieg und fuhr mit meinen Fingern die Rillen im Boden entlang, hin und her.

«Ich habe Maja getroffen», sagte ich. «Ich soll dir liebe Grüße von ihr ausrichten.»

«Hast du ihr etwa gesagt, wo ich bin?» Sie ließ ihre Füße auf den Boden sinken, drehte sich zu mir. «Das geht niemanden etwas an, Livi!»

«Ich habe ihr nichts gesagt. Sie wollte wahrscheinlich nur nett sein.»

«Ja, alle sind furchtbar nett, nicht wahr.» Sie hob die Beine wieder zu sich hoch und sah aus dem Fenster, ihr Profil wunderschön wie immer. «Wieso gehst du zu Edie?», fragte sie, ohne mich anzusehen. «Wieso kommst du nicht zu mir?» Ich konnte sehen, wie sie versuchte, ihren Groll runterzuschlucken, in einem Stück. «Ich bin deine Mutter. Ich kenne dich besser als irgendjemand sonst. Du bist aus mir entstanden, deine winzigen Zehen haben auf meinem Bauch gelegen. Wir sind ein und dasselbe, du und ich. Das waren wir schon immer.»

«Ich wollte dich damit nicht belasten.»

«Eddie versteht das alles nicht.» Ihre Wut war immer noch da. «Sie hat nicht erlebt, was wir erlebt haben. Gott, sie weigert sich schon ihr ganzes Leben lang, irgendetwas zu fühlen. Eine Frau schneidet sich nicht aus einer Laune heraus die Haare ab. Es gibt immer etwas, das sie unbedingt loswerden will.» Ich schwieg, wollte warten, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

«Weißt du, ich werde eine Zeit lang bei ihr bleiben. Sie hat mir einen Job gegeben, im Restaurant», sagte ich. Nun begann ich mit meinen Fingern Kreise auf den Boden zu zeichnen, groß und immer kleiner. «Ich wohne im Gästezimmer.»

Wo wir früher oft waren, weißt du noch?

Mutter nahm einen Schluck Tee, den anderen Arm eng um ihre Beine gewickelt.

«Wieso tust du mir das an, Livi?»

Was tue ich denn? Mann, mein ganzes Leben ist in sich zusammengefallen und ich wollte nur noch weg. Ich habe es nicht mehr ausgehalten, das musst du doch verstehen.

«Du hättest zu mir kommen sollen!», fuhr sie mich an. «Was meinst du, wie ich mich dabei fühle? Sieh mich an. Sieh mich an, sage ich! Ich bin deine Mutter!»

«Aber du bist doch hier!»

Plötzlich stand sie auf, schnell, unkontrolliert. Die Tasse fiel auf den Boden und brach in zwei Hälften. Ich wich zurück. Ihr Gesicht wurde weiß.

«Verschwinde.» Sie schrie es nicht. Sie sagte es wie ein Geheimnis, ein Gebet.

«Was? Ich will doch nur ...»

«Verschwinde», sagte sie lauter.

«Aber Mutter, können wir nicht ...»

«Ich sagte, du sollst verschwinden!» Ihre Worte donnerten durch mich hindurch und brachten, wie ein Platzregen, den ganzen Raum zum Schweigen.

Bevor ich etwas tun konnte, stand schon die Stationsaufsicht da, noch eine Frau, die ich nicht kannte. Sie legte ihren Arm um meine Mutter und lächelte: «Sie sollten jetzt gehen, Olivia.»

Eine Notiz war alles, was ich ihr zurücklassen konnte. Ich gab sie der nächsten Pflegerin, die ich auf dem Weg aus der Abteilung traf, und bat sie, den kleinen Zettel an meine Mutter weiterzureichen. Was darauf stand, hätte ich ebenso gut in mein Herz ritzen können oder in das Heck des Busses, mit dem ich davonfuhr, in den Himmel oder in die Erde, die mich kaum noch zu tragen schien.

Es tut mir leid, Mutter.

Ihr Tagebuch war immer noch in meiner Tasche. Es brachte nichts, darin zu lesen. Die Einträge waren kurz und verworren, als hätte sie geahnt, dass ich es eines Tages finden würde. Nicht einmal diesen schweigenden Seiten konnte sie es sagen.

Vielleicht würde ich es anzünden, versenken oder in viele kleine Stücke zerreißen, bis es sich auflöste, im Nichts verschwand. Nur ein Gedanke.

Wir sind ein und dasselbe.

Als ich aus dem Bus stieg, schien die Sonne. Ich machte mich zu Fuß auf den Weg zu meiner Wohnung, ging über die Brücke, den Fluss entlang, dann durch die schmale Straße mit den vielen Cafés, in denen nie jemand saß, am Park vorbei – am Park vorbei. Unzählige Stunden hatten wir in diesem Park verbracht, Alex und ich, immer wieder die gleiche Runde gedreht. Er hatte mir von seinen Plänen erzählt, von den Reisen, die er mit mir unternehmen wollte, von den Hunden, die wir haben, und den Häusern, die wir bauen würden. Immer waren sie groß, immer standen sie im Grünen, hatten zwei Kinderzimmer, für ein Mädchen und einen Jungen. Dass ich diesem Leben entkommen war, fühlte sich wie reine Glückssache an, nicht wie etwas, das ich selbst entschieden hatte. Ich wollte nicht, dass sich unsere Zahnbürsten berühren oder zusammen über dem Waschbecken stehen, in einem dieser engen Gläser. Ein ekliges Symbol der Zweisamkeit.

Mutter mochte Alex. Sie meinte, es würde mir guttun, einen Mann zu haben, der etwas älter war. Nur davor, eine Familie zu gründen, hatte sie mich gewarnt.

«Kinder kommen immer an erster Stelle, Livi», hatte sie gesagt. «Ich kenne dich.»

Über die Zukunft nachzudenken, war noch nie mein Ding gewesen. Auch Mutter sprach nie über ihre Pläne. Wenn wir telefonierten, erzählte sie mir von den Medikamenten, den vielen Nebenwirkungen, von anderen Patienten und deren Marotten. Sie bat mich um Bücher, um Augencreme und Conditioner.

Ich dachte, es ginge ihr besser.

Die Hälfte der Post fiel neben mir auf den Boden, als ich versuchte, den vollen Briefkasten zu leeren. Ich schaffte es, die Briefe und Flyer auf meinem Arm zu stapeln, und stieg vorsichtig die Treppen in den dritten Stock hoch. Kaum hatte ich die Wohnungstür geöffnet, ließ ich alles fallen, ein befriedigendes Chaos. Dann öffnete ich das Fenster hinter dem Schreibtisch, ging in die Küche und nahm den Wodka aus dem Eisfach. Das Kratzen der Flasche, als ich sie rauszog, der neblige Atem der eingeschlossenen Kälte. Ich trank, während sich das angelaufene Glas an meiner Hand festsog.

Müde betrachtete ich all die kleinen Hinweise, dass mich meine Wohnung vermisst hatte. Abfall, den niemand weggebracht hatte. Tote Fliegen, die wohl so lange gegen die verschlossenen Fenster gesurrt waren, bis ihre Flügel nachgegeben hatten. Der blinkende Anrufbeantworter.

Zwei Nachrichten. Die erste war von meiner Chefin aus dem Einkaufszentrum. Mein Verhalten sei rücksichtslos und egoistisch. So was in der Art.

Die zweite war von Alex.

«Hallo, Liv. Ich dachte, ich ruf mal an. Ist wahrscheinlich jetzt auch egal, weil du nicht da bist. Ich habe bei dir geklingelt, ein paar Mal. In deiner Wohnung brannte kein Licht ... Jedenfalls steht dein Name noch an der Tür, also nehme ich an, du bist nicht ganz verschwunden.» Er versuchte freundlich zu klingen. «Was ich sagen wollte: Ich bin nicht wütend. Also doch, klar, ich bin echt enttäuscht und traurig, wie du dir denken kannst, aber ... ich bin nicht wütend.» Wahrscheinlich ging er in der Wohnung auf und ab, schaute aus dem Fenster, an die Decke und dann wieder auf seine Füße. «Ich wollte nur, dass du das weißt.»

Staub, jede Menge Staub auf den Regalen. Auch ich fühlte mich wie ein Staubkorn, ein Korn, das drohte, beim zartesten Hauch in die Tiefe zu stürzen. Ich hielt mich fest, an der Flasche und an dem Plan, in ein paar Stunden wieder zurückzufahren. Zu Edie, zu den Apfelbäumen, zu Jean und den blassen Tagen in der lärm-erfüllten Küche. Den Plan, noch mehr von meinem Zeug mitzunehmen, verwarf ich allerdings. Bis auf mein Parfum, Eternity. Ich klappte den Spiegelschrank zu und sah mich an. So, wie man es tut, wenn man nach etwas sucht.

Nach Spuren von ihr in meinem Gesicht.

AV

Bei Steph musste ich mich nicht anmelden, das musste keiner.

«Du bist dünn geworden», sagte er. «Dort gibt's wohl keine Fritten, was.» Er saß draußen, das Barschild über ihm wie ein zu groß geratenes Etikett, eine halbgerauchte Zigarette zwischen den geschundenen Fingern.

«Bin ich gar nicht. Du bist fett geworden», gab ich zurück.

Immer wenn ich ihn sah, dachte ich, ich würde Orangen riechen. Sein runder Bauch drückte gegen meinen leeren Magen, als wir uns umarmten.

«Komm rein, ich mach dir was.»

Um diese Zeit war die Bar noch geschlossen, die Stühle waren auf die Tische gestellt und die Gläser hinter dem Tresen mit Geschirrtüchern abgedeckt. Ich hatte nie darüber nachgedacht, wie viel Arbeit es war, einen Ort wie diesen zu dem zu machen, was er war. Ob er dieses Leben wirklich wollte oder es nicht mehr

loswurde, sagte er mir nicht. Ganz egal, ich war dankbar.

«Mehr als zwei Wochen, Liv, oder?», fragte er, als er aus der kleinen Küche kam. «Die Fritteuse muss erst heiß werden.»

«Jup, zwei Wochen», sagte ich. «Die Zeit rast, nicht wahr?»

Und manchmal hört sie nicht auf, stillzustehen.

«Und was genau machst du da? Urlaub? Oder hast du einen Job?»

«Ich arbeite bei meiner Tante», sagte ich und dachte an Milo, seine selbstgefällige Visage.

«Sag nicht, du hast deinen eigenen Limonadenstand am Straßenrand.» Steph öffnete eine Cola, der Kronkorken löste sich mit einem scharfen Zischen vom Glas. «Prost. Nun sag schon, dein Job, kann ja so schlimm nicht sein.»

«Küchenhilfe.»

«Oh, na so was. Küchenhilfe. Und? Bist du der Küche eine Hilfe?»

«Fick dich.»

«Nein, echt jetzt. Komm, erzähl», hakte er nach.

«Ich wasche ab, putze und schneide Gemüse, trage Sachen hin und her, versuche nicht im Weg zu sein. Darin bin ich richtig gut.»

«Klingt nach viel Arbeit.» Er lachte, zündete eine Zigarette an und reichte sie mir. «Hast du dir verdient, du Küchenfee.»

Steph ging zurück in die Küche. Ich konnte das Brutzeln hören, als er die gefrorenen Fritten in das heiße Öl sinken ließ. Kaum hatte ich meine Zigarette ausgemacht, stellte er mir einen großen Teller glänzender Pommes und eine Flasche Mayonnaise hin.

«Und, was treibst du so?», fragte ich, während ich großzügig Mayonnaise auf den Tellerrand drückte.

«Das Übliche. Mache aber bald Urlaub, schließe den Laden mal für eine Woche oder zwei. Wenn's warm ist, sitzen die Leute lieber draußen, und eine Terrasse hab ich ja nicht.» Er nahm ein Glas unter den Geschirrtüchern hervor und zapfte sich ein Bier. «Nur dieses wunderschön dunkle Loch voller Liebe.»

«Igitt, klingt das eklig», sagte ich und schob mir eine weitere Handvoll Fritten in den Mund. Das Salz wurde zu Wasser.

«Seit wann bist du wieder hier?»

«Ich bin nicht wieder hier. Ich bin nur zu Besuch.»

«Hast du auch sie besucht?», fragte er vorsichtig.

«Jawohl. Ich muss aber gleich wieder los, darf den Zug nicht verpassen.»

«Vielleicht komm ich mal vorbei, schauen, wo du arbeitest, und du zeigst mir die Gegend.»

«Das wäre cool», antwortete ich. Eine jener schönen Ideen, die sich mit dem Aussprechen in Luft auflösten.

AV

Die Fahrt zurück fühlte sich länger an. Ich hatte mir am Bahnhof eine Zeitschrift gekauft, ein wenig Ablenkung für die Reise. Als ich einen der hinteren Waggons betrat, sah ich eine junge Frau. Sie saß auf dem Boden zwischen den Sitzen mit ihrem Baby vor sich, war gerade dabei, es zu wickeln. Ich wollte nicht hinsehen, tat es dennoch. Daneben stand ein kleines Mädchen, knapp zwei Jahre alt wahrscheinlich. Es versuchte, sich zwischen die Mutter und das Baby zu drängen, klopfte mit seinen puppenartigen Händen auf den Bauch seiner Mama, als wollte es wieder hinein.

Vielleicht war es der Wodka, vielleicht der fettige Snack bei Steph, mir wurde übel. Ich suchte mir schnell einen Platz, zog die Jacke aus und öffnete die Klappe oben am Fenster. Dann setzte ich mich, atmete tief ein und aus, dachte an das Meer, an den Wind, der mich erwarten würde, und an das Grün der Felder. Dieses Mal ließ ich das Tagebuch in meiner Tasche. Nur die Halskette holte ich hervor, legte sie um und begann, das Magazin zu studieren. «In zehn Schritten zum Bikini-Body!» Ich musste an eine Broschüre denken, die mir eine Psychologin mal gegeben hatte. Darauf stand etwas ganz Ähnliches. Nur ging es darin um Leute wie mich mit Müttern wie meiner. «10 Tipps für Angehörige».

Ich ging nur zwei Mal zur Therapie, weil es der Arzt empfohlen hatte.

«Sie leiden schließlich genauso», sagte er, als wüsste ich das nicht. Also ging ich zu dieser Frau Dr. Soundso, setzte mich auf die blaue Couch, trank aus dem Wasserglas und hörte mir an, was sie zu sagen hatte. Sie begann damit, wie wichtig es war, darüber zu sprechen, und dass ich nicht alleine sei in meiner Situation. Die Krankheit meiner Mutter hätte nichts mit mir zu tun. Ich wollte ihr das Wasserglas an den Kopf schmeißen. Stattdessen erzählte ich ihr, wie peinlich es manchmal war, als Kind mit Mutter in den Supermarkt zu gehen, weil es immer wieder Phasen gab, in denen sie selten duschte. Wie sie trotzdem versuchte zu lachen, jedes Mal, wenn ich sie ansah, obwohl ihre Augen rot waren vom Weinen. Und ich erzählte ihr, dass ich früh gelernt hatte, anderen etwas vorzumachen, wenn mir Fragen zu meiner Mutter gestellt wurden. Oder zu meinem Vater.



Die Psychologin sagte nur «Erzählen Sie weiter», notierte sich etwas und sah mich erwartungsvoll an. Also erzählte ich weiter. Davon, wie meine Mutter in guten Zeiten zur Arbeit ging, Abendessen kochte und mir aus meinen Lieblingsbüchern vorlas. Wie ich an schlechten Tagen vor ihrem verschlossenen Zimmer saß und darauf wartete, dass sie rauskommen und sich freuen würde, mich zu sehen. Ich zeichnete unzählige Bilder für sie, klebte sie den Flur entlang an die Wände im oberen Stock, ins Treppenhaus, hinunter bis zum Eingang.

«Was haben die Zeichnungen bewirkt?», fragte die Therapeutin.  
«Nichts», sagte ich.

Ich glaube, meine Mutter hat sie gar nicht bemerkt.

Ich erzählte ihr nicht alles. Zum Beispiel behielt ich für mich, dass unsere Nachbarin vorbeikam, wenn ich mehrmals hintereinander die Wäsche im Garten aufgehängt hatte. Meine Arme waren zu kurz für die hohen Leinen, ich brauchte einen Stuhl, den ich aus der Küche mit nach draußen nahm. Dann kam Frau Tolbert rüber und half mir dabei. «Zu zweit geht es schneller», sagte sie jeweils. Danach durfte ich bei ihr fernsehen, oder wir spielten zusammen Quartett an dem kleinen runden Tisch, der leicht wackelte.

Nachdem Frau Tolbert gestorben war, erhielt ich einen Brief. Sie hatte mir ihre Wanduhr vermacht, ein altes, wohl sehr wertvolles Ding. Ich verkaufte sie an einen Pfandhändler, weil ich Geld für meine erste eigene Wohnung brauchte.

Bei unserer zweiten Sitzung wollte die Psychologin, dass ich ihr mehr aus meiner Kindheit erzähle.

«Sie sind ja mittlerweile erwachsen, aber Sie mussten wohl schon als kleines Kind sehr selbstständig sein, wie es mir scheint», sagte sie. «Wie gehen Sie heute damit um?»

«Heute?» Ich lehnte mich zu ihr vor. «Entschuldigen Sie, aber was spielt es denn für eine Rolle, wie ich heute damit umgehe?»

Ich war ein Kind und jetzt bin ich erwachsen. Das mit dem Kindsein ist also vorbei. Und meine Kindheit war nicht schlecht. Sie war halt einfach nicht so, wie Leute wie Sie das gerne hätten.

«Sie scheinen sehr wütend zu sein. Wut ist etwas, das uns viel Kraft geben kann, aber sie nimmt uns auch viel. Auf wen sind Sie wütend, Olivia?»

«Ich bin nicht wütend. Ich habe mich daran gewöhnt.»

Natürlich bin ich wütend. Aber ich wusste immer, dass meine Mutter mich liebt.

«Woran haben Sie sich gewöhnt, Olivia?»

Daran, dass immer etwas fehlen wird.

«Ehrlich gesagt, glaube ich nicht, dass ich mich an das hier gewöhnen kann. Über diese Dinge zu sprechen, wird schließlich auch nichts ändern.»

«Was soll sich denn ändern?»

«Sehen Sie? Das meine ich. Sie werden nie aufhören, Fragen zu stellen, aber die Antworten bleiben die gleichen. Und ich gebe sie mir auch noch selbst.»

«Es ist nicht meine Aufgabe, Ihnen Antworten zu geben, Olivia. Es ist meine Aufgabe, Ihnen einen Platz zu bieten, wo Sie über Ihre Erfahrungen sprechen können, einen geschützten Ort, an dem Sie die Vergangenheit und Ihre Gefühle verarbeiten können. Ich will Ihnen dabei helfen, etwas Ruhe in Ihr Leben zu bringen.»

Ach, das ist es, was ich brauche? Ruhe? Was können Sie mir denn schon über mein Leben sagen? Sie sitzen da auf Ihrem schicken Sessel mit Ihrem teuren Stift und schreiben irgendwelche Sachen über mich auf, Sachen, die man sowieso nicht mehr ändern kann. Meine Mutter ist krank, das ist alles.

Im Gesicht der Frau rührte sich nichts. Sie wartete weiter auf eine Antwort, den Kopf zur Seite geneigt.

«Sie kennen uns nicht», sagte ich schließlich.

«Wen meinen Sie mit <uns>? Sie und Ihre Mutter?»

Sie haben keine Ahnung von unserem Leben. Ich weiß ja auch nicht, wie Ihre Kindheit war oder ob Sie eine gute Mutter sind.

«Ach, egal», sagte ich und stand auf.

Vielleicht ziehen Sie Ihre Kinder im Partnerlook an oder traumatisieren sie mit pädagogisch überaus wertvollen Büchern, Spielsachen aus Holz und zuckerfreiem Essen. Das geht mich auch nichts an, oder?

«Sie können jetzt nicht einfach gehen.»

Und wie ich kann.

Danach setzte ich mich nicht mehr auf die blaue Couch.

Der Zug voll, dauernd stiegen Leute ein und aus. Geraschel, Geflüster, Gelächter. Zwei Abteile hinter mir ein stinkender Energydrink. Erst nach dem Sonnenuntergang wurde es leerer und stiller, bis ich schließlich alleine im Waggon saß. Ich schloss das Fenster und legte mich hin. Und wie viele vor ihm, fühlte sich auch der Einbruch dieser Nacht ein wenig wie die Vorbereitung auf das Ende an.

## VII

*«Sie war einmal genau wie du.*

*Jung, schön, sich keiner Schuld bewusst.»*

«Willst du etwa das gesamte Aroma rauswaschen!», schrie Milo und riss mir das Bund Bärlauch aus der Hand. «Nur kurz abspülen, trocken tupfen und dann die Stiele entfernen», sagte er nun ruhiger, als er neben mir stand. Er machte es vor und ich sah geduldig zu, während ich heimlich zu Edie schielte. Doch sie drehte sich nicht um. Es gab zwei Arten von Köchen, wie ich gelernt hatte. Solche, die schrien, und solche, die zuhörten. Edie schrie selten. Als ich es zum ersten Mal erlebte, erschrak ich so sehr, dass ich lachen musste.

«Keiner hat Zeit, für jeden Satz hin- und herzulaufen», sagte Jean. «Deswegen die Lautstärke.»

Als Gastgeberin verbrachte Edie viel Zeit bei den Gästen, tat, als wäre es die wichtigste Sache überhaupt, wie die Leute ihr Essen fanden, kam zurück in die Küche und teilte uns mit, wie das Urteil ausgefallen war. Nur einmal rief sie Milo beiseite. Es hörte sich an wie ein Streit, war es aber wahrscheinlich nicht.

«Liv, kümmerst dich um den Blütenstaub auf der Terrasse? Sieht nicht sehr einladend aus», sagte Edie.

«Ja, Chef.» Ich legte die Kräuter beiseite und ging schnell raus, bevor sie es sich anders überlegte. Beim Fegen konnte ich für ein paar Minuten der stehenden Hitze der Küche entfliehen, dem immerwährenden Klopfen, Hämmern und Schlagen.

Alles war voller Blütenstaub, nicht nur der Boden, auch die Tische und Stühle, Sonnenschirme und Fenstersimse. Ein gelbgrünes Mehl. Ich nahm den Besen und begann mit dem Boden am Ende der Terrasse in Richtung der Straße. Das glatte runde Holz in meiner Hand erinnerte mich an ein Versprechen, das ich mir einst gegeben hatte. Vor meinem achten Geburtstag hatte ich zwei Wochen lang täglich den schmalen Pfad zu unserer Haustür sauber gemacht, damit es schön aussah, wenn er zurückkommen würde. Aber er kam nicht. Ich hatte sogar geübt, mir selbst die Haare zu flechten, damit auch ich gut aussah, «meine kleine Livi». Und gebetet hatte ich, lieber Gott im Himmel, jeden Abend.

Nie mehr würde ich fegen. Nie mehr.

«Da hast du dir ja was vorgenommen». Milo stand im Türrahmen und zog eine Zigarette hinter seinem Ohr hervor.

«Wo ist Jean?», fragte ich.

«Freier Tag, was weiß ich.» Sein schwarzes Kopftuch hatte einen Salzrand vom Schweiß. Ich wischte weiter, dachte darüber nach, wie ich es verhindern konnte, dass der Blütenstaub sich mit der feinen Brise wieder auf die gleichen Stellen legen würde. «Du brauchst Wasser», hörte ich Milo sagen. «Wenn du den Besen nass machst, weht dir nichts mehr weg.»

«Was du nicht sagst», antwortete ich, ohne meinen Kopf zu heben oder den Besen abzusetzen. Ich spürte seine Augen auf mir.

«Oder du machst weiter wie bisher und bist morgen noch hier. Deine Entscheidung.»

«Hast du nichts Besseres zu tun?» Dieses Mal stoppte ich mein sinnloses Wischen und sah ihn an mit einem Blick, von dem ich nicht sicher war, was er bewirken sollte.

«Ich hol dir Wasser.» Er drückte seine Zigarette in einem der glänzenden Aschenbecher aus und verschwand durch den Hintereingang. Nun war das Pulver auch auf meinen Schuhen. Ich fegte es weg und schaute dabei zu, wie es sich nur wenige Zentimeter neben mir wieder auf den Boden legte. Ich brauchte Wasser.

Augenblicke später kam Milo mit einem großen Eimer und einem Lappen.

«Damit wird's gehen», sagte er. «Ich würd den Boden nicht als Erstes machen, sonst machst du ihn zweimal.» Anstatt wieder zu gehen, blieb er stehen, verschränkte die Arme und schaute mich an. Ich tunkte den Besen in den Eimer.

«Gerne, Liv», sagte er. «Ich sagte: Gerne –»

«Ist ja gut! Danke, Milo. Reicht das?»

«Na, geht doch.»

Er zog die Augenbrauen hoch, sein Mund verformte sich zu einem Grinsen.

«Was ist eigentlich dein Problem?», fragte ich. «Kannst du mich nicht in Ruhe lassen?»

«Reg dich ab, Liv. Du bist zu uns gekommen.»

Als ich zurück in die Küche kam, hatte das Tempo spürbar angezogen. Keiner schaute mehr richtig hoch und die knappen Zurufe klangen noch knapper. Kurz vor dem Mittags-Service stapelten

sich die Pfannen vor der Spülmaschine. Den Rückstand holte man an Tagen wie diesen nie mehr auf. Eine nach der anderen spülte ich sie kurz aus und stülpte sie auf den Korb, bevor ich die Haube runterzog und auf die zweite Taste von links drückte, wie Jean mir gezeigt hatte. Nach zwei Wochen hatte ich es drauf, wusste, wie lange es dauerte, bis das Schleudern der Maschine verstummte und ich die nächste Ladung reinschieben konnte. Kaum hatte ich das saubere Geschirr verstaut, stand wieder schmutziges da, zuvorderst ein großer Topf, nach dem ich sofort griff.

«Scheiße!» Er landete mit einem lauten, metallischen Kreisen auf dem Boden. «Verfickte Scheiße, tut das weh!» Ich hielt meine verbrannte Hand.

«Jammern hilft nicht. Aufheben und weitermachen, Liv!», rief Edie quer durch die Küche.

«Es tut verflucht weh, okay?», gab ich zurück, aber Edie rührte weiter hastig in der kleinen gusseisernen Pfanne vor sich.

«Eis hilft», sagte sie schließlich, immer noch auf ihre Sauce fokussiert.

Ich lief aus der Küche und warf meine Schürze in die Ecke, wo sie auf einer Schachtel Zitronen landete. Hinter dem Haus war keiner zu sehen. Nur die Katze lag auf dem Boden vor den Mülltonnen und sonnte sich ungeniert. Ich setzte mich auf die zweite Stufe, wartete darauf, dass irgendwas geschehen würde, spürte, wie sich meine Fingerknöchel weiß färbten, während die Handinnenfläche rot leuchtete.

«Was machst du denn hier draußen?» Jean stand vor mir, eine Tasche über der Schulter, und spielte mit dem Autoschlüssel in seiner Hand.

«Nichts. Geht dich nichts an. Wo warst du?»

«Geht dich nichts an», sagte er und machte sich daran, die Treppe zum Eingang hochzusteigen. «Pack Eis drauf, sonst gibt's Blasen.» Die Sohlen seiner Schuhe knirschten auf dem Beton. Als er oben ankam, drehte er sich um. «Was ist? Kommst du wieder rein? Du wirst sicher gebraucht.»

«Ja, klar. Sonst habt ihr keinen, der den Dreck wegputzt, was?», sagte ich, immer noch sauer. «Oh, warte, nein. Sie haben ja dich, Jean. Du putzt den Dreck gerne weg, nicht wahr?»

«Sei kein Arschloch, Liv.» Der Junge wurde plötzlich zum Mann. «Alle haben mal einen schlechten Tag, aber der Abwasch muss trotzdem gemacht werden und ... na ja, du weißt ja, welchen Dreck wir sonst noch zu erledigen haben.» Er wartete nicht darauf, dass ich irgendetwas sagte.

«Jean!», rief ich ihm hinterher. «Seit wann hast du ein Auto?» Ich zeigte auf den blauen Peugeot, der auf dem Gästeparkplatz stand.

«Schon immer», sagte er und schwenkte die Schlüssel. «Kann dich später mitnehmen, wenn du willst.»

Es war kurz vor Mitternacht, als wir die Reste ins Lager räumten. Ich mochte diesen Teil des Arbeitstages besonders, weil ich nicht mehr rumhetzen und zur Seite gehen musste, sondern alles in meinem Tempo machen konnte – stapeln, runtertragen, einordnen, Kühlschränke, Boxen und Türen schließen. Ein Rhythmus, der mir gefiel.

«Na, wann geht's los?», fragte ich Jean, der in der Garderobe stand und gerade dabei war, sich umzuziehen.

«Liv! Kannst du dich bitte umdrehen?» Seine karierten Boxershorts waren das, was man von einem Teenager erwarten würde. Nicht so wie die Sache, die mir Milo erzählt hatte. Er zog sein Shirt über den Kopf, die Pickel auf seinem Rücken waren nur dort ausgedrückt, wo er selbst rankam.

«Und Snoopy kommt auch mit, oder was?», fragte ich und deutete auf seine Shorts.

«Klar, der ist immer dabei», sagte er in seinen Spind. «Einer muss ja auf mich aufpassen.»

∧

Wir waren gerade Mal um die Ecke gebogen, wobei wir fast die Katze überfahren hätten, als er anfang zu erzählen. Ich hatte ihn eigentlich nur gefragt, wie er sich dieses Auto hatte leisten können.

«Ich weiß, was du denkst», sagte er.

«Was? Worüber?»

«Das verwöhnte Kind reicher Eltern. Das würde ich an deiner Stelle auch denken.»

«Gut für euch, wenn ihr Kohle habt. Aber bild' dir bloß nichts darauf ein.»

Seine Geschichte begann wie viele traurige Geschichten, mit Streitereien zwischen seinen Eltern, die sich immer mehr auf die Fehler und Unzulänglichkeiten des anderen konzentrierten, während Jean in den Hintergrund rückte. Er war ein Einzelkind, wie ich. Mit sechzehn Jahren war Alkohol ebenso spannend und wichtig wie die Pause auf dem Schulhof, das neue Album von The Offspring oder Tony Hawk's Pro Skater. Das konnte ich gut

verstehen. Jean erzählte mir, wie sie bei einem seiner Kumpels mit Bier angefangen hatten, während sie zockten, wie plötzlich egal war, wer die besten Trick-Kombos schaffte und am meisten Punkte holte. Irgendwann hörten sie auf zu zocken, tranken nur noch, vielleicht einmal die Woche, mehr gab das Taschengeld nicht her. Sie gingen an den Fluss, setzten sich um ein Lagerfeuer und warteten darauf, dass die Sterne heller und das Rauschen des Wassers leiser wurden. Jeans Taschengeld aber war besser als das der anderen. Also begann er auch alleine zu trinken. «Es war nichts, was mir Spaß machte.» Er bog auf eine Nebenstraße ein, ließ das Fenster runter und stützte den Ellenbogen auf die Tür. Seinen Vorrat versteckte er zu Hause im Wäscheschrank. «Die Putzfrau dachte wohl, das Zeug sei von meiner Mutter oder meinem Vater, und legte es immer wieder brav zurück», lachte er, aber seine Augen glänzten ölig im Licht des Gegenverkehrs. Dann fand seine Mutter es eines Tages und verdächtigte natürlich den Vater – ein weiterer Grund für einen weiteren sinnlosen Streit.

«Da musste ich es ihr sagen.»

Seine Eltern brachten Jean in eine Klinik. Dort lernte er einen Koch kennen, der ihm vom Leben in der Küche erzählte. Einmal die Woche kochten sie zusammen für die anderen der Gruppe. Jean hatte wieder etwas, auf das er sich freuen konnte.

«Als ich rauskam, hatte meine Mutter die Scheidung eingereicht. Mir war klar, dass es nun richtig losgehen würde. Also habe ich Edie wegen eines Praktikums angefragt.» Er schaute immer wieder auf den Tacho, achtete darauf, dass die Geschwindigkeitsanzeige unter dem Tempolimit blieb.

«Wieso hast du eigentlich ein Auto und ich nicht?», fragte ich.  
Jean schüttelte den Kopf.

«Das ist alles, was du zu sagen hast?» Sein Schmunzeln verriet, dass er dem Themawechsel nicht abgeneigt war. «Besorg dir doch eins, dann muss ich dich nicht mehr rumkutschieren.»

«Das mache ich vielleicht. Bei meinem Nachbarn steht ein Auto vor der Tür. Es ist total eingewachsen und seit ich hier bin, hat es keiner gefahren, da liegen immer noch Blätter vom letzten Herbst drauf.»

«Dann frag ihn doch, vielleicht verkauft er es ja», sagte er. «Mir hat mal ein Mädchen einen Zettel mit ihrer Telefonnummer unter die Scheibenwischer geklemmt, weil sie meinen blauen Flitzer cool fand.»

«Oh, là, là, ein Mädchen.»

«Halt die Klappe, Liv.» Jean hielt direkt vor Edies Haus. Ich stülpte ihm die Kapuze seines Hoodies über den Kopf und öffnete die Beifahrertür.

«Bis morgen, Casanova.»

^v

Eine der Angestellten aus dem Service kam in die Küche.

«Anruf für dich, Olivia!» Alle schauten mich an, als hätte ich etwas Verbotenes getan. «Beeil dich, ich brauch das Telefon für meinen Job», sagte sie, als sie mir augenrollend den Hörer reichte.

«Hallo, Olivia hier?»

«Hier ist George», sagte er, seine kratzige Stimme klang wie aneinander reibender Kies.

«Hallo George», antwortete ich.

Ich kenne keinen George.

Dann eine Pause, in der nicht klar war, ob ich weitersprechen sollte oder ob er an der Reihe war.

«Sie wollen also das Auto kaufen?», fragte er schließlich. Ich hatte den Zettel und die Sache mit dem Auto schon fast vergessen.

«Oh, jaja, genau», fiel es mir wieder ein. «Sofern es zum Verkauf steht. Und noch fährt.»

«Das ist schon so alt, es kann mittlerweile bestimmt auch Lesen und Schreiben», lachte er. Ich lachte mit, sah jedoch Jean aus dem Augenwinkel mit den Händen fuchteln. Er wollte wohl nicht alle Lebern alleine putzen.

«Wann kann ich vorbeikommen?», fragte ich.

«Wann immer sie wollen, klingeln Sie einfach. Ich sitze dann angekettet hinter der Tür.» Ein pfeifendes Lachen, wie der Wind in den Schlitzten unseres Dachstocks.

Ob George mich am Telefon erkannt hatte? Edies Nichte von nebenan? Wahrscheinlich nicht. Viele Fensterläden seines Hauses blieben auch tagsüber geschlossen und gesehen hatte ich ihn nie. Nicht mehr, seit ich ein kleines Mädchen gewesen war, das keine Hemmungen hatte, über fremde Zäune zu steigen. Ausgeschlossen, dass er sich an mich erinnerte. Ich stieg die Treppe, die quer am Haus klebte, hoch und fand mich unter dem kleinen Vordach wieder, auf das wir früher manchmal Wäscheklammern hochgeworfen hatten. Die Klingel klang wie die meines Zahnarztes.

«Da sind Sie ja», öffnete George die Tür. Er war fast einen Kopf größer als ich. Für mich war er schon der alte Mann gewesen,

als ich noch ein Kind war. Er hatte auf seinen Feldern gearbeitet, war auf die Apfelbäume geklettert, erntete, sägte, rechte und tat, was Apfelbauern halt tun. Damals hatte er noch einen aufrechten Gang. Aber George war trotzdem immer noch George. Die gleichen Augen, das gleiche verschmitzte Grinsen auf den eingerissenen Lippen, die gleichen Arbeiterhände, mit dicken Venen durchzogen.

Kaum hatte ich die Schwelle überschritten, roch es nach alten Zeitungen, nach modrigem Teppich, nach von der Sonne erwärmtem gebeiztem Holz. George ging vor mir, stützte sich immer wieder ab. Von hinten betrachtet gingen Kopf und Schultern nahtlos ineinander über. Ich sah sein Haus zum ersten Mal von innen. Die Wände waren voller Schwarz-Weiß-Fotografien und Landschaftsaquarelle.

«Malen Sie?», fragte ich. George hielt sich mit beiden Händen an der Tischkante fest, um sich auf den Stuhl sinken zu lassen.

«Nein», sagte er. «Das habe ich mal, vor langer Zeit.»

«Die sind wunderschön. Wo ist das?» Ich stand im Wohnzimmer und betrachtete die Bilder.

«Kommen Sie her, dann zeige ich Ihnen, wo das ist.»

Ich setzte mich ihm gegenüber, die Ellenbogen auf den Tisch.

«Das ist hier», sagte George und deutete mit dem Zeigefinger auf seine Stirn. «Ich habe immer aus dem Gedächtnis gemalt. Was ich gesehen habe und was erfunden ist, kann ich nicht genau sagen, aber es sind Bilder aus meinem Kopf.»

«Ist schön in Ihrem Kopf», sagte ich. «Erinnern Sie sich gar nicht an mich? Wir, also Edies Jungs und ich, haben oft zwischen Ihren Bäumen gespielt. Edie wohnt ja gleich nebenan.»

«Natürlich erinnere ich mich», sagte er. «Nur hätte ich nicht gedacht, dass Sie sich noch erinnern.»

«Das waren die schönsten Tage. Wir haben stundenlang die Wolken beobachtet, haben Ihnen die Äpfel vom Boden weggegeben und mit Ihrer Schubkarre Kutsche gespielt.»

George hob mit der rechten Hand den vollen Krug, was ihn sichtlich anstrengte. «Soll ich?», fragte ich.

«Ja, bitte. Wir wollen ja, dass auch noch was im Glas landet, stimmt's?», lachte er.

«Das wäre nicht nötig gewesen, obwohl ich mich heimlich auf Ihren Apfelwein gefreut habe.»

«Solange es ihn noch gibt. Mein Neffe hilft mir jetzt mit den Bäumen. Im Moment gibt es nicht viel zu tun, nur die Wiesen müssen ab und zu gemäht werden.»

Wir saßen eine Weile da, während ich mich im Raum umsah, trank George sein Glas leer. «Also, Olivia», ich setzte mein Glas ab, «wieso wollen Sie dieses Auto?» Über das Wieso hatte ich mir selbst wenig Gedanken gemacht.

«Ich hatte noch nie ein Auto», antwortete ich. «Ich lebe eigentlich in der Stadt und da braucht man das nicht unbedingt. Hier draußen ist es aber wohl ganz nützlich, wenn man eins hat.»

«Also leben Sie doch nicht in der Stadt?»

«Doch, schon. Aber ich arbeite derzeit bei meiner Tante, helfe ihr ein bisschen. Ich weiß nicht, wie lange ich noch hierbleiben werde oder wo ich danach hingeh. Daher hielt ich es für eine gute Idee.»

«Es ist Rosies Auto», sagte George.

«Oh, also steht es gar nicht zum Verkauf?»

«Rosie ist – war – meine Frau.» Er legte die Hände ineinander und sah aus dem Fenster. «Sie ist vor einem Jahr gestorben.»

Ich erinnerte mich an Rosie. Vor meinen Augen tauchte nur ein einzelnes Bild von ihr auf, unten an der Treppe vor dem Haus. Noch ein verschwommener Schnappschuss.

«Das tut mir leid.»

George nickte.

«Hören Sie, Olivia, Sie können das Auto haben. Unter einer Bedingung.» Er senkte seinen Blick und sah in sein leeres Glas. «Es gibt da ein paar Dinge, die ich erledigen muss. Rosie ist immer gefahren.» George hob den Krug und schenkte uns nach. Jetzt, da er nicht mehr voll war, schlotterte seine Hand nur noch wenig. «Daher benötige ich Ihre Hilfe.» Seine Augen leuchteten eisblau, beinahe vergaß ich den alten Mann dahinter.

«Ich verstehe nicht ganz. Sie meinen, ich soll Sie fahren, wegen der Sachen, die Sie noch erledigen müssen?»

«Richtig. Ginge das?»

«Na ja, ich arbeite. Nur montags habe ich normalerweise frei.»

«Also immer montags, das passt.»

«Immer ...?»

«Es haben sich ein paar Sachen angesammelt, das lässt sich nicht alles an einem Tag erledigen. Ich bin immer noch ein vielbeschäftigter Mann.» Er fasste sich beherzt an den Kragen seines karierten Hemdes.

«Gut, dann komme ich nächsten Montag wieder», sagte ich, wobei ich kaum glauben konnte, dass ich gerade zugestimmt hatte, einen Mann, den ich kaum kannte, einmal in der Woche durch die Gegend zu chauffieren. An meinem einzigen freien Tag. Ich

stand auf und schob den Stuhl vorsichtig an den Tisch. George begleitete mich zur Haustür, während ich darauf achten musste, ihm nicht davonzulaufen.

«Wunderbar. Und bitte klingeln Sie nicht.» Ich stutzte. «Ich wäre heute fast vom Stuhl gefallen. Klopfen, das ist besser.»

Als ich die Stufen vor Georges Haus runterstieg, konnte ich aus der Ferne sehen, dass Jean und die anderen sich daran gemacht hatten, Girlanden entlang des Vordachs von Edies Haus aufzuhängen. Obwohl es kein Montag war, blieb das Restaurant an diesem Tag geschlossen. Es war ihr Geburtstag, ihr dreiundfünfzigster, den sie groß feiern wollte, vielleicht weil es nicht ihr vierundfünfzigster war. Sie hatte die Party nicht wirklich geplant oder angekündigt, nur einmal beiläufig davon gesprochen, wie schön es doch wäre. Auch ich sollte dabei helfen.

Der Mai hatte sonnig begonnen und auch an diesem Morgen deutete nichts auf einen Wetterumbruch hin. Am Rande des Vorgartens steckten Fackeln im Rasen und der große Grill stand schon bereit. Ich blieb stehen, unter einem der Bäume, und sah ihnen bei der Arbeit zu. Dieses Gefühl war mir nicht fremd, aber ich verabscheute es, seine Einfachheit, sein bitteres Wesen. Es, oder sie, stieg vom Bauchnabel hoch, schlang sich um mein Herz und reckte sich nach meinem Hals. Es stand mir nicht zu, eifersüchtig zu sein. Edie hatte es verdient, gefeiert zu werden. All die freundschaftlichen Berührungen, sorgfältig gesammelten Anekdoten und dieses liebevolle Lächeln von allen Seiten, das ihr heute bevorstand.

Ich atmete aus und ging weiter.



Eddie und Milo waren noch nicht zurück. Sie hatten sich nach dem Frühstück entschuldigt, waren irgendwohin gefahren, wollten wohl alleine sein. Ich setzte mich nach draußen neben die Heliumflasche und begann, die gelben Ballons aufzublasen. Vier davon schnürte ich zu einem kleinen Strauß zusammen und band sie an den Zaun.

«Oh, oh. Wer hat denn Liv mit dem Helium alleine gelassen?», lachte jemand hinter mir. «Manche Leute lernen nie aus ihren Fehlern, was?»

«Chip!» Es war einer von Edies Söhnen. Ich nannte sie Chip und Chap, was natürlich nicht ihre richtigen Namen waren.

«Was machst du denn hier?», fragte er. «Das ist ja mal eine Überraschung.»

«Wonach sieht's denn aus? Sie brauchten eine Expertin für die Dekoration, also haben sie mich extra eingeflogen.» Bevor ich ihm den Rest der Geschichte erzählen konnte, kam Chap. Mit seiner Freundin.

Chip und Chap waren eineiige Zwillinge. Früher hatten die meisten Mühe gehabt, die beiden auseinanderzuhalten, obwohl Eddie ihnen nie das Gleiche angezogen hatte. Jetzt, da sie längst erwachsen waren, fiel die Unterscheidung wesentlich leichter. Chip war etwas breiter gebaut, dafür kleiner. Er war Musiker und stand seit Jahren kurz vor dem Durchbruch, aber eigentlich hängelte er sich von Gig zu Gig. Eddie gab ihm das nötige Geld, was ich von ihm, nicht von ihr wusste. Sein Vater fand, er solle endlich aufgeben und etwas Richtiges machen, wie Chap. Der arbeitete in der Werbung, als Berater oder so was.

«Liv, du Wahnsinnige!» Chap hob mich hoch und drehte sich einmal um die eigene Achse. Ich schwebte. Dann setzte er mich

wieder ab. «Haben sie dich aus der Stadt verjagt?»

«In gewisser Weise, ja», sagte ich und schaute zu Chaps Freundin, die mich von der Seite anstarrte. «Wer hat dich denn erzogen? Jetzt stell mir doch mal deine Liebste vor.»

«Seine Verlobte», warf Chip dazwischen.

«Ist nicht wahr, gratuliere.» Ich streckte ihr die Hand entgegen.

«Danke. Stephanie. Ich habe schon viel von dir gehört.»

«Ach, echt? Na, die Kleinen erzählen sowieso nur Müll. Komm, wir holen dir was zu trinken, dann können die das mit den Ballons übernehmen.» Sie folgte mir in die Küche, während Chip und Chap bereits fleißig Helium inhalierten. Stephanie war wohl eine jener Frauen, die bei Partys lieber Orangensaft als Sekt oder Bier tranken. Vernünftig, ein bisschen langweilig und genau das, was Chap brauchte. Ich schenkte ihr ein Glas ein, sie nippte anständig daran und wir unterhielten uns ein wenig über das, was uns gerade einfiel.

«Ich war erst einmal hier», sagte sie, «obwohl wir schon seit zwei Jahren zusammen sind.»

«Schon zwei Jahre?», fragte ich. Chap hatte mir nie etwas gesagt. «Die Zeit rast, was?»

«Es ist verrückt, ja. Chap hat seine Mutter offensichtlich lieber für sich allein. Sie ist ja auch eine tolle Frau.»

«Ich bin eine Weile nicht mehr da gewesen», sagte ich. «Hier verändert sich zum Glück nur wenig.» Dann fiel er mir ein. «Hast du Milo schon kennengelernt?»

«Edies Freund», sagte sie. «Ja, er war beim letzten Mal da. Was für ein netter Kerl. Wo sind die beiden eigentlich?»

Eine Stunde später kamen sie durch den Garten gestolpert, mit

leichtem Sonnenbrand. Vielleicht war es auch nur das Leuchten eines frühen Nachmittagsrausches. Sie fiel direkt in die Arme ihrer Söhne und wollte sie nicht mehr loslassen. Milo stand daneben und strich sich mal wieder durch die Haare, während Stephanie brav lächelte. Ich war immer noch in der Küche, Edie hatte mich noch nicht gesehen.

Die übrige Küchenmannschaft war mittlerweile mit den Vorbereitungen fertig und saß ebenfalls draußen. Na dann, dachte ich, strich mein Kleid glatt und ging ebenfalls in den Garten. Gratuliert hatte ich ihr schon am Morgen, und Geschenke wollte sie keine.

«Ich bin froh, dass ich euch alle bei mir habe», hörte ich sie sagen.

«Hey Liv!», rief Chip und winkte mich zu sich. Dann wandte er sich Edie zu. «Wieso hast du uns nicht gesagt, dass unsere Cousine hier ist, Mama? Ich habe mich fast zu Tode erschrocken.»

«Habe ich das nicht erwähnt?»

«Schon okay», sagte ich, «die müssen ja nicht immer alles wissen.»

Edie wandte sich ab und schaute sich um.

«Das habt ihr ja mal wieder wunderbar hingekriegt. Ich freu mich riesig auf heute Abend, das wird super.»

«Ja, Mama, aber ...», druckste Chap rum. «Na ja, wir sind nicht umsonst etwas früher gekommen.» Er hielt Stephanies Hand. «Wir wollten dir noch etwas sagen, bevor alle anderen hier sind.»

«Ist alles in Ordnung, Liebling?», fragte Edie und fasste ihm an die Wange. Er strich ihre Hand vorsichtig weg.

«Ja, sogar mehr als das.» Dann zog er Stephanie näher zu sich. «Es ist noch etwas früh, aber wir wollten nicht mehr damit warten.

Du weißt es ja schon, Chip. Na ja, wir sind schwanger.»

Wir?

Edies Mund war weit aufgerissen. Sie schaute zu Stephanie, zu Milo, zu Chap, wieder zu Stephanie.

«Wie wundervoll!», sagte sie. «Oh, was für wundervolle Neuigkeiten. Du wirst Vater? Wie geht denn das?»

«Na ja ... also –»

«Hör auf, Dummchen, ich weiß, wie das geht», sagte sie und umarmte beide.

«Und du wirst Großmutter», sagte ich.

«Großmama Edie», sagte Chip. Milo lachte.

Edie tat, als hätte sie mich nicht gehört.

Ich versuchte, nicht auf Stephanies Bauch zu starren. Edie legte ungefragt ihre Hände darauf. Man konnte es noch kaum erkennen. Bei schwangeren Frauen wusste ich nie, was ich sagen sollte, ob ich überhaupt etwas sagen sollte. Irgendwie sahen die wachsenden Bäuche für mich immer eher danach aus, als wäre es ihnen passiert, als dass sie es sich ausgesucht hatten.

Großmama Edie.

AV

Bis auf die Leute aus dem Restaurant und die Jungs kannte ich niemanden auf der Party. George kam nicht, obwohl Edie ihn sicher eingeladen hatte. Wer konnte es ihm verübeln. Ich drehte meine Runden durch das volle Haus und den mit Menschen gesprenkelten Garten, sah in irgendwelche Gesichter, die mir nichts bedeuteten. Natürlich lächelte ich trotzdem. Ich war für

alle «Liv, meine kleine Nichte», wobei nur mein Name richtig klang. Die meisten der Gäste kümmerten sich selbst um alles. Nur manche sagten Sachen wie: «Wo kann ich das hinstellen?», «Ich habe hier ein dreckiges Glas», «Ich esse kein Fleisch». Eigentlich war alles perfekt. Es war ein milder Abend ohne Regen mit Musik und gut gelaunten Leuten.

«Ich find's auch übel», sagte Milo, als er mich dabei erwischte, wie ich mich hinter dem Haus versteckte, um für ein paar Minuten nur dem Gegacker der Hühner zu lauschen.

«Ist bisher eigentlich ganz okay», sagte ich und rutschte auf der Stufe ein wenig zur Seite.

«Geht schon», sagte er und blieb sitzen. «Edie gefällt's, ist alles, was zählt, oder?»

«Sie sieht umwerfend aus heute», sagte ich.

Ich schaute nach oben, weil ich ihn nicht ansehen wollte. Ein Flugzeug zauberte einen rosa Kondensstreifen in den Himmel, zog ihn einfach hinter sich her.

«Sind schön, die Sonnenuntergänge hier. Alle anders, alle schön», sagte Milo in einem Anfall von Poesie. «Hör mal, Liv, das in der Waschküche damals –»

«Vergiss es, lass uns nicht darüber sprechen.»

«Wollt nur, dass du weißt –»

«Ich sagte: Vergiss es», unterbrach ich ihn erneut, dieses Mal lauter und nicht mehr unbeobachtet. Die Frau hatte sich wohl verlaufen.

«Die Toilette ist gleich neben der Küche», rief ich ihr hinterher und wandte mich Milo zu. «Ich hol mal meinen Pullover. Du musst sicher nach Edie sehen.»

Kaum hatte die schwindende Sonne alles in ein schweres Blau gelegt, zündeten sie die Fackeln an. Ich fragte mich, wie lange sie wohl brennen würden.

Die Musik wurde lauter, *Maggie May*, und immer mehr Leute begannen zu tanzen, wahrscheinlich nicht nur, um sich warm zu halten.

Mir war nicht nach Tanzen. Die Welt, von der ich Stunden zuvor noch ein Teil gewesen war, stand auf einmal neben mir, als wäre ich versehentlich in die falsche Richtung gelaufen. Ich sah ihnen zu, den mir fremden Menschen, die auch Edie fremd erscheinen ließen, und sehnte mich nach einem Gesicht, das mich erkannte, und der Fortsetzung einer vertrauten Unterhaltung ohne Anfang oder Ende. Ich blieb am Rande des Grundstücks stehen und schaute hinüber zu Georges Haus. Nur in einem Fenster brannte noch Licht.

Die Einsamkeit machte mir schon lange keine Angst mehr. In gewisser Weise hatte ich sie mir ausgesucht, mein Leben um sie herum gebaut, wie eine Festung. In meiner Mitte spürte ich immer Mutter, manchmal auch Louis, nie meinen Vater. Man würde meinen, dass eine Beziehung, die zu einer Ehe und später zu zwei Kindern geführt hat, irgendwelche Spuren hinterlässt, für alle sichtbar. Für mich. *Wer nichts zurücklässt, kann nicht lange vermisst werden.*

«Du musst Olivia sein», riss mich eine Stimme aus meinen Gedanken.

# VIII

*«Das hast du von mir gelernt, diesen Trick,  
Liebe in Schmerz zu verwandeln.»*

«Du bist genau so, wie sie dich beschrieben hat.» Es war eine Frauenstimme, die nun nähertrat, nahe genug, dass ich plötzlich den Drang verspürte, einen Schritt zurück zu machen.

«Kennen wir uns?», fragte ich. «Ach, Sie sind es.» Es war die Frau, die sich kurz zuvor verirrt hatte. «Haben Sie gefunden, wonach Sie gesucht haben?», fügte ich an, während ich versuchte, meine Zigarette anzuzünden, aber das Feuerzeug spuckte nur Funken. «Sie haben nicht zufällig Feuer?»

«Ich rauche nicht», antwortete sie, also steckte ich die Kippe zurück in die Schachtel.

«Entschuldigung, wie war Ihr Name?»

«Indigo», sagte sie mit Betonung auf der ersten Silbe.

Sie sah aus wie ein menschgewordener Traumfänger. Ihr Gewand, die Haare lang, die Ohrringe ebenfalls. Schmuck in allen Farben, ihr weibliches, fleckiges Dekolleté im Licht der Fackeln.

«Ungewöhnlicher Name», sagte ich.

«Nicht ungewöhnlicher als Olivia», sagte sie. «Shakespeare, wie passend.»

«Bitte?»

«Ach nichts, Kindchen, nur altes Wissen einer alternden Frau.» Sie stellte sich neben mich, so, dass wir beide zum verschwindenden Horizont sahen. Die Schnelligkeit der Dämmerung überraschte mich jedes Mal.

«Was machst du hier?», fragte sie plötzlich. Ich drehte mich zu ihr und wartete darauf, dass noch etwas kommen würde. Indigo sah mich nur fragend an.

«Ich arbeite bei Edie. Ich bin ihre Nichte, wie Sie vielleicht wissen», antwortete ich.

«Ja, ich habe von dir gehört, davon, dass du nun bei Edie lebst, wie hübsch du bist und von deinem Charme, den du großzügig versprühst.» Indigo rollte das R in der Kehle. «Nur deine Energie ist etwas gestört. Sieht ganz danach aus, als wäre ein Kampf in dir im Gange. Einer, den du nicht gewinnen wirst.»

«Wie bitte? Mit meiner Energie ist alles in bester Ordnung, danke.» Ich versuchte noch einmal, die Zigarette anzuzünden, was mir wieder nicht gelang.

«Hast du es mal mit Reiki versucht?»

«Rei-was?»

«Rei-ki. Wie dem auch sei: Du solltest nicht hier sein», sagte sie ruhig und mit irritierend sanfter Stimme. Es war, als kenne sie ihr Innerstes genau, als wüsste sie, welche Muskeln welche Laute formten und welche dieser Laute mich aus dem Gleichgewicht bringen würden.

Ich spürte, wie sich die Hitze in mir ausbreitete. «Was soll das? Wer sind Sie eigentlich?»

«Wie alt bist du, Kleines?», fragte sie. Aber bevor ich antworten

konnte, sagte Indigo: «Ganz egal, du bist jung genug, um nicht zu verstehen, wovon ich spreche. Dein Kopf, dein Herz und dein Geist zeigen in ganz unterschiedliche Richtungen. Kein Wunder, dass du gar nicht siehst, was du hier anrichtest.»

«Ich glaub, ich bin im falschen Film.»

«Du kannst es jetzt noch nicht verstehen, aber irgendwann werden die Männer sich nicht mehr umdrehen, sobald du einen Raum betrittst, dann wirst du das nicht mehr anziehen können.» Sie deutete auf mein Kleid, meine nackten Beine. «Und die Wahrheit trifft dich mit einem lauten Knall, den selbst du hören wirst. Wir alle haben eine Zeit und eine Zeit danach. Auch dein ›Danach‹ wird kommen, Schätzchen, es rast gerade auf dich zu. Doch du wirst es erst erkennen, wenn es da ist. So sind die Dinge nun mal. Unsere Aufgabe ist es, unsere Seele zu pflegen, nicht unsere Hülle, denn die kümmert wirklich keinen, verstehst du?»

Verstehst du?

Ich schüttelte den Kopf, atmete einmal tief durch.

«Wow, klingt echt spannend, was Sie da labern, aber ich hör mir das jetzt nicht länger an, liebe Indigo. Ich bin siebenundzwanzig und kein Kind mehr, ich kann auf Ihre wertvollen Ratschläge verzichten», sagte ich und wollte an ihr vorbeigehen, zurück zu der feiernden Partygesellschaft.

«Oh, natürlich, die Rückkehr des Saturn», sagte Indigo und folgte mir. Sie presste beide Handflächen gegeneinander und hielt sie sich vor den Mund. «Also das erklärt einiges.» Ich blieb stehen. «Seine Rückkehr führt dich zu deiner Bestimmung. Du hast eine anstrengende Zeit vor dir, meine Liebe. Diese Jahre werden dich fordern, dich dort hinbringen, wo du hingehörst. Erst wenn der

Saturn wieder an der Stelle ist, an der er bei deiner Geburt war, wird Ruhe in deinem Leben einkehren. Du musst dich diesem Übergangsritus stellen.» Sie kam auf mich zu, legte ihre Hände seitlich auf meine Oberarme. Ich ertrug es nicht, von Fremden angefasst zu werden. Trotzdem konnte ich mich nicht bewegen. «Nur ist hier nicht der richtige Ort dafür», fügte sie an und nahm ihre Hände wieder von mir.

«Sie haben wohl einmal zu doll an Ihrer Pfeife gezogen.»

«Wir alle hier lieben Edie», sagte Indigo und ließ es klingen, als würde ich das nicht tun.

«Ich bin ihre Nichte, sie ist meine Familie.»

«Das mag sein. Trotzdem werde ich nicht tatenlos zusehen.»

«Wobei denn? Sie sind doch nicht ganz dicht.»

«Ich werde nicht dabei zusehen, wie eine dahergelaufene Nichte aus Langeweile Edies Leben zerstört.»

Dieses Mal blieb ich nicht stehen, drehte mich nicht mehr um, sondern ging weiter.

Indigo brannte sich in meinen Rücken.

Als ich im Zimmer stand, riss ich die Schranktür auf, nahm eine der Vasen aus dem Karton und schmetterte sie mit ganzer Kraft gegen die Wand. Ja, manchmal konnte ich spüren, wie er mich musterte, wie er darauf wartete, dass ich etwas tat, damit er etwas tun konnte. Wie oft er zu nahe an mir vorbeiging. Wie er meine Finger streifte, als er mir sein leeres Glas reichte. Aber Milo sah mich nicht an, wie er Edie ansah.

Dann nahm ich die zweite Vase und schmiss auch diese gegen die Wand.

Ich konnte nichts dafür, dass er schon bald wieder verschwinden würde, wie alle anderen vor ihm. Es war offensichtlich, dass er keine Ahnung hatte, was er mit seinem Leben anfangen wollte, dass er auf der Suche war und nur eine Pause machte, bevor er wieder zurückkehren würde an einen Ort, von dem wir alle nichts wussten. Alles, was ich spüren konnte, war sein Hunger. Deswegen hatte Edie ihn wohl bei sich aufgenommen, sicher, dass sie ihn stillen konnte, wenn auch nur für eine gewisse Zeit. Damit hatte ich nichts zu tun.

Ich werde nicht gehen.

Die blauen Scherben lagen auf dem Boden, als hätte jemand den Himmel zerschmettert.

AV

George hatte mich gebeten, um zehn Uhr bei ihm zu sein. Obwohl ich pünktlich war und mich an unsere Abmachung hielt, zu klopfen, anstatt zu klingeln, war nichts von ihm zu sehen oder zu hören. Ich wartete einen Moment, bevor ich noch einmal klopfte, dieses Mal etwas fester, damit er es auch im oberen Stockwerk hören würde. Wieder nichts. Also klingelte ich doch.

«Herrschaftszeiten!», knurrte er durch dir Tür, bevor er sie öffnete und mich von oben kritisch anschaute.

«Ich habe geklopft, aber sie haben mich nicht gehört», sagte ich schnell. «Zweimal sogar.»

«Ich habe Sie laut und deutlich gehört. Nur war ich gerade dabei, etwas Wichtiges zu erledigen, Sie verstehen. Ihr jungen Leutchen könnt keine Minute mehr warten, was?» Er lachte,

während er sich das Hemd in die Hose stopfte. «Ich hole nur schnell die Schlüssel, dann schauen wir mal.»

Als ich vor dem Auto stand, fühlte es sich an, wie etwas, das bereits zu mir gehörte, wie der kleine Leberfleck auf meiner Schulter oder die von Mutter im Türrahmen meines Kinderzimmers eingeritzten Rillen. Livi 6, Livi 7, Livi 8, Livi 10, Livi 13, danach nichts, als wäre ich nicht mehr gewachsen.

Doch was, wenn es nicht mehr anspringen würde, wenn es bereits tot war?

Ich hatte den Wagen immer nur vom Zaun aus gesehen, bis auf das eine Mal mit dem Zettel, aber da war es schon dunkel. Getrocknete Blätter füllten den schmalen Streifen zwischen Motorhaube und Windschutzscheibe. Meine Mutter hatte denselben rostroten Volvo gehabt. Fast denselben. Mutter verkaufte ihren damals, weil sie Angst davor hatte, zu sterben, vielleicht in einer unübersichtlichen Linkskurve oder regnerischen Nacht. Sie stellte das Auto in die Garage, deckte es zu und eines Tages, als ich mir ein Eis aus der Kühltruhe daneben holen wollte, war es weg. In ihrem Tagebuch konnte ich nichts darüber finden.

Nur ein eigensinniger Mensch würde sich ein Auto in dieser Farbe aussuchen.

«Sieht schlimm aus von außen, aber innen ist er noch flott», sagte George und schloss die Tür auf. Ein frischer Duft stieg mir aus dem Wagen entgegen. Am Rückspiegel hing ein Wunderbaum, «Frühling».

Der Gedanke, dass Rosie in einem Laden oder vielleicht an einer Tankstelle vor dem Regal gestanden und sich dieses Bäumchen

ausgesucht hatte, genau dieses unter all den anderen, gab mir das Gefühl, dass sie auch jetzt da war. Jemand, der etwas derartig Greifbares hinterließ, konnte nicht einfach weg sein.

George setzte sich, ohne den Sitz zu verschieben.

«Ich habe ihn mehrmals geputzt. Habe alles, was ich von ihr finden konnte, zusammengenommen und in eine kleine Box gepackt, jedes Haar, jeden Krümel.» Ein leises, knarrendes Geräusch drang aus dem beigefarbenen Polster, als er sich zurücklehnte.

Jedes Haar, jeden Krümel.

«George, Sie müssen das nicht tun», sagte ich. «Vielleicht sollten Sie das Auto besser behalten.»

«Auf keinen Fall», antwortete er, ohne lange darüber nachzudenken, während er sich vorbeugte und an einem Hebel zog, der die Motorhaube aufspringen ließ. Dann versuchte er wieder auszustiegen, kam aber nicht mehr hoch. Eine Schwere hatte sich auf seinen Gliedern ausgebreitet. «Sehen Sie? Für mich ist das Ding längst zu einer Falle geworden.» Ich verstand nichts von dieser Art der Trauer, aber ich konnte die große Lücke sehen, die sich neben ihm aufmachte. Jedes Mal, wenn er mich ansah.

Nachdem George die Batterie angehängt hatte, drehte ich den Zündschlüssel. Der Motor sprang mit einem maroden Krächzen an, bevor er zufrieden weiterknatterte. Ich lachte erleichtert, das Auto lebte noch. George setzte sich neben mich, wobei er ein Bein nach dem anderen ins Fahrzeug hob.

«Wir sollten zuerst in die Werkstatt fahren, dann sehen wir weiter», sagte er, und ich fuhr langsam über das leise nachgebende Gras hinaus auf die Straße.

Die Werkstatt lag, wie alles in diesem Küstenort, nur wenige Minuten von Georges Haus entfernt.

«Nur ein paar Dichtungen und Schläuche», hatte der Mechaniker gesagt. «Dann wechseln wir noch die Flüssigkeiten und die Kiste ist wieder fahrbereit.» Das Ganze würde ein paar Tage dauern, «wegen der Ersatzteile», wie uns der Herr zu verstehen gab.

George wollte die Gelegenheit nutzen und zum Friseur eine Gasse weiter, wobei ich ihn begleiten sollte. Wir spazierten über die buckligen Pflastersteine. Die Sonne hatte sie an diesem Tag noch nicht erreicht, es war noch kühl in der engen Straße. Zwi-schendurch blieb George stehen und schaute sich um, grinste jeden der fünf Menschen an, die uns auf dem kurzen Weg zum Friseur entgegenkamen, und grüßte sie alle mit Namen, Thomas, Mathis, Clara, Alice und Simon. Sie schüttelten sich die Hände, griffen dabei jeweils an den Ellenbogen des anderen. Einer umarmte ihn sogar, sagte «Wie schön, dich zu sehen» und schenkte ihm eine Brioche aus seiner Tüte.

«Und? Wie soll sie denn werden, Ihre neue Frisur?», fragte ich.

«Was schlagen Sie denn vor?», fragte George und brach das Gebäck in zwei Hälften, wovon er mir eine reichte.

«Ich finde, Sie sollten nicht zu viel abschneiden. Volles Haar wirkt jugendlicher.»

«Jugendlich?» Er lachte. «Hören Sie, Olivia, jugendlich bin ich nicht mehr, seit ich groß genug für die Achterbahn war. Sie klingen ja schon wie meine Rosie. Ich hab's da oben lieber ordentlich und aufgeräumt.»

«Wieso fragen Sie mich dann?»

«War doch lustig», sagte er und stieß überraschend energisch

die Tür zum Salon auf. George setzte sich auf den hintersten Stuhl, kramte in seiner Hosentasche, legte das Geld, wahrscheinlich passend, auf die Ablage direkt vor ihm und sagte: «Einmal wie immer, bitte.»

Ich blieb in der Ecke hinter George stehen, unsicher, wo zwischen den anderen Kunden, dem penetranten Rasierwasser und dem regen Geplapper mein Platz war, was ich dort überhaupt verloren hatte.

«Bleiben Sie hier, Olivia. Luigi! Hast du einen Stuhl für die Dame?», rief George durch den kanariengelben Raum. Luigi brachte mir einen Hocker und ich fühlte mich wie damals, als ich meine Mutter zum Augenarzt begleiten musste. Oder zum Neurologen. Oder zum Magenspezialisten. Wenn ich Glück hatte, bekam ich neben besorgten Blicken einen Sticker, den ich dann zu Hause an meinen Bettpfosten klebte. Hübsche, kleine Abzeichen verwirrender Prüfungen. Man würde denken, dass es einen Menschen beruhigt, wenn der Arzt einen für gesund erklärt. Tat es aber nicht. Als ich in die erste Klasse kam, begann meine Mutter zu laufen. Sie joggte jeden Tag. Frühmorgens konnte ich hören, wie sie sich, ohne das Licht anzumachen, unten auf die Treppe setzte und die Schuhe zuschnürte, bevor sie das Haus verließ. Als sie zurückkam, gab es Frühstück, aber nur für mich. Meine Mutter schlief erschöpft auf dem Sofa ein. Später verstand ich, dass sie sich wohl erst ein wenig selbst verletzen musste, um den bevorstehenden Tag zu ertragen. Danach wurde alles nur noch verrückter.

«Wer iste denn deine schene Begleitung, Giorgio?», fragte Luigi und sah neugierig zu mir rüber, als er George den schwarzen Plastikumhang anlegte.



«Seine neue persönliche Chauffeuse», sagte ich.  
«Davvero? Was für ein glückliche Kerle du bist.»

ΛV

Als ich in der Klinik anrief, sagte man mir, sie sei gerade etwas instabil und könne keine weitere Aufregung ertragen. Nicht, dass sie nicht mit mir sprechen wollte. Das sagte man mir nicht, nein. Man sagte mir auch nicht, wie lange es dauern würde, bis ich sie wieder besuchen konnte. Warum mein Vater verschwunden war. Warum man mir alles genommen hatte. Warum Alex mich trotzdem liebte. Oder wann Edie anfangen würde, mich zu hassen. Ich legte den Hörer auf die Gabel, die einmal klickte. Dieses elende Klicken, ohne dass sich irgendetwas änderte.

ΛV

An diesem Abend wollte ich mit Jean ans Meer. Ich griff nach meiner Jacke und einer Flasche Wein, die ich sogleich wieder zurückstellte, als ich mich erinnerte. Er hatte sich eine Angel besorgt und kannte wohl eine Stelle am Pier, wo sich die Fische besonders gerne aufhielten. Rumsitzen war nichts für mich. Das Klingeln in meinen Ohren, wie sich meine Lunge immer und immer wieder mit der salzigen Luft füllte, wie meine Hände keine Ruhe fanden, wie die Schuhe gegen meine großen Zehen drückten, dort, wo sich bereits Hornhaut gebildet hatte. Aber Jean hatte mich gebeten mitzukommen, also packte ich statt des Weins Wasser ein und eine Decke gegen die Kälte, die mich unweigerlich erwarten

würde. Doch davon war noch nichts zu spüren, als ich hinaus in den Garten trat. Maikäfer im Zwetschgenbaum, Bienen und Schmetterlinge im Flieder.

Mutter ist auch wie ein Schmetterling, dachte ich. Nur mit der Spitze des Flügels hat sie eine Windschutzscheibe gestreift und dann die Orientierung verloren. In einem winzigen Moment, der ihr Geheimnis war.

Milo stand mit dem Gartenschlauch zwischen den Sträuchern und wässerte die Blumen, manche von unten, andere von oben. *Niemals von oben gießen.*

«Kannst du übernehmen?», fragte er, als ich an ihm vorbeiging.  
«Eigentlich nicht.»

«Was hast 'n du vor?» Er deutete auf die Tasche und die Decke unter meinem Arm.

«Du schaffst das auch alleine ganz gut», log ich. Tulpen brauchten nur wenig Wasser, auf keinen Fall auf den Blättern. «Ich muss echt –»

«Jaja, du musst los. Dann zeig ich dir wenigstens, wie das geht, damit du es das nächste Mal mach'n kannst.»

«Ich weiß, wie man Blumen gießt, verdammt. Ich weiß auch, dass du es gerade komplett falsch machst», antwortete ich und legte mein Zeug auf den Rasen. «Wenn du willst, kann ich es dir zeigen.»

«Schau an, schau an, jetzt sind wir also Blumenexpertin. Na, dann zeig.» Er hielt mir den grünen Schlauch hin, dieses Mal berührten sich unsere Finger nicht. Doch als ich mich vor das Beet stellte, spürte ich, wie er von hinten an mich herantrat. Nahe

genug, um mir über die Schulter zu sehen. Nahe genug, dass ich begann, mir auf die Lippen zu beißen.

«Da hast du noch nicht», sagte er und legte seine Hand auf meine. Erschrocken ließ ich den Schlauch fallen.

«Ich glaube, es reicht, wenn einer von euch die Blumen gießt.» Edie stand nur ein paar Meter von uns entfernt. Sie hatte die Hände in die Hüfte gestemmt und sah mich an. Nur mich. Dann ging sie wortlos zurück ins Haus.

«Der eine bist dann wohl du», sagte ich, nahm meine Sachen und beeilte mich zu gehen. Milo hob den Schlauch auf und machte genau da weiter, wo er aufgehört hatte. Mir war sofort klar, wie schwer das von nun an sein würde.

Ich sehe doch, wie er dich anschaut.

Gar nichts siehst du, Indigo.

Mein erstes Mal war nicht so gewesen, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich war siebzehn, mein Freund ein groß gewachsener Herzensbrecher. Die Art, an die man später immer noch liebevoll zurückdenkt. Er hatte mich zu etwas Besonderem gemacht, dafür gesorgt, dass die anderen Mädchen tuschelten, wenn sie im Treppenhaus an uns vorbeigingen. Das war natürlich Bullshit. Eigentlich mochte ich ihn gar nicht. Er war wie ein kleines Kind, das nie um irgendetwas bitten musste. Für ihn war es eine klare Sache in jener Silvesternacht, die wir mit Freunden in einer Waldhütte verbrachten, dass ich mit ihm schlafen würde. Ich wollte es hinter mich bringen, wollte nur wissen, wie es sich anfühlte, er in mir. Orgasmen hatte ich schon viele gehabt, seit ich in der ersten

Klasse begonnen hatte, mir das Kopfkissen zwischen die Beine zu klemmen, mich daran zu reiben.

Daniel legte sich auf mich, unbeholfen, suchte mit einer Hand nach der richtigen Stelle. Und dann spürte ich es. Es tat nicht weh, wie ich es von anderen gehört hatte. Druck, ein leichtes Ziehen, drei, vier, fünf, sechs Stöße und dann ein warmes Pulsieren in mir. Das war's, er hatte es nicht mal versucht. Auch das Mal darauf nicht. Und das Mal darauf. Ein paar Wochen später trennte ich mich von ihm. Zu groß war die Schuld darüber, wie viel mehr Lust ich empfand, wenn ich es selbst tat.

Jean stand bereits auf dem Pier, die Angelrute vor ihm ans Geländer gelehnt.

Manche Menschen sieht man klarer aus der Ferne.

«Das habe ich mir anders vorgestellt», sagte ich, während ich auf ihn zuzug. «Musst du damit nicht irgendetwas machen? Daran ziehen oder so?» Ich deutete auf die Angelrute.

«Geduld und Ruhe, mehr braucht es nicht.»

«Das mit der Ruhe ist hier sicher kein Problem.» Ich setzte mich auf einen der Campingstühle, die er bereitgestellt hatte. «Was kann ich tun?», fragte ich.

«Nichts. Wir warten. Und nach einer Weile holen wir die Rute ein, schauen, ob der Köder noch dran ist, und werfen sie wieder aus.»

«Galaktisch. Du bist ja wirklich leicht zufriedenzustellen.»

«Ich habe dich nicht gebeten mitzukommen. Ich habe nur gesagt, dass ich angeln gehe.»

«Angeln, ja. Nicht rumwarten.»

«Schhhhhh, du verjagst die Fische.»

«Wenigstens tut sich dann was», sagte ich. Jean schaute weiter aufs Wasser hinaus.

«Glaubst du an Aliens? Glaubst du daran, dass es da draußen noch einen anderen Planeten gibt, auf dem Leben existiert?»

«Was hast du denn genommen?» Ob ich daran glaubte? Ich wollte nicht darüber nachdenken, dass die Erde nur dieser winzig kleine Punkt im Universum war. Dass alles so zerbrechlich war und diese Zerbrechlichkeit doch nichts bedeutete. «Aliens sind auch nur missverstandene Kreaturen.»

«Ich glaube daran», sagte er, «aber ich glaube nicht, dass es dort ein Meer gibt.» Er setzte sich auf den anderen Stuhl. «Tut manchmal gut, sich so klein zu fühlen, findest du nicht?» Jean zeigte aufs Wasser.

Dazu brauche ich kein Meer.

«Bist mal wieder ganz schön gesprächig heute, was?»

«Wir müssen nicht reden. Wir können auch einfach nur dasitzen, wenn dir das lieber ist.»

«Danke», sagte ich.

AV

«Einmal Austern ohne! Service!», rief Jean und haute auf die Klingel am Pass. Die letzte Vorspeise des Abends verließ die Küche. Edie hatte sich bereits ins Büro zurückgezogen und die anderen hatten damit begonnen, ihre Posten zu räumen. Vier Stunden war ich nicht mehr auf der Toilette gewesen.

«Ich habe Jean nach Hause geschickt, er sah müde aus», sagte Edie, als ich zurückkam.

«Was, echt?»

«Du musst hier also alleine fertig machen», meinte sie beiläufig, während sie zu Milo rüberging. «Ach und Liv, die Öfen wären dann heute wieder mal dran.»

Jean war nicht müde. Keiner arbeitete so hart wie er und jammerte so wenig. Ich sagte nichts, sondern schrubbte die Herde. Das scharfe Mittel brannte in meinen Augen, als wären die Backöfen noch an. Dabei redete ich mir ein, dass sie einen schlechten Tag hatte, dass diese Aktion nichts mit mir zu tun hatte, dass wir danach zu Hause Musik hören würden, wie wir es immer taten. Sie ein Lied, ich ein Lied, bis der Wein leer war und wir aufhörten, die Platte zu wechseln, zusammen einschliefen auf der Couch, ohne Milo. Er hatte nach dem Schlauch gegriffen, nicht ich. Ich fragte mich, ob ich immer diese Art von Arbeit erledigen würde, unsichtbar, sich ständig wiederholend und belanglos.

Edie und Milo standen an der Arbeitsfläche am anderen Ende der Küche und sprachen bestimmt nur über das Menü für den nächsten Tag, nicht über mich, hoffte ich. Ich war noch nicht bereit zu gehen.

Indigo ist kein richtiger Name, nicht mal eine richtige Farbe. Keiner sagt Indigo. Die Leute sagen einfach «Blau».

Ich wollte ins Bett, Musik hören und wegdösen, oder vielleicht ein Bad nehmen und mit dem Schaum spielen, bis er sich aufgelöst hatte. Die freie Sicht auf mein nacktes Ich. Dazu kam es nicht.

Als ich die Treppe runtersteigen wollte, rief Edie mir hinterher:

«Und was ist mit der Wäsche?»

Wäsche, Wäsche, Wäsche. Ich hatte es satt, diese schmierigen, dreckigen Sachen rumzuschleppen, zu sortieren, den Fleckenspray draufzumachen, sie in die Maschine zu stopfen und darauf zu hoffen, dass alles sauber wurde. Und dann noch einmal. Und noch einmal. Wieso war ich diejenige, die keine Wahl hatte?

«Scheiß auf die Wäsche», sagte ich und anstatt weiter die Treppe runterzusteigen, ging ich in die Küche und öffnete den Kühlschrank.

«Geht's noch?», sagte Edie, als sie hinter mir herkam, dicker, schwarzer Eyeliner. Sie hatte ihn schon immer auf diese Art getragen, sah eigentlich schlimm aus.

«Ja, scheiß auf die Wäsche», sagte ich noch einmal, nahm mir ein Bier und öffnete es an der Kante der Küchenablage. «Ich bin nicht deine Magd. Warum machst du deine widerliche Wäsche nicht selbst?»

«Jeder hier hat seine Aufgaben. Wenn dir das nicht passt, da ist die Tür.» Sie stellte sich dicht vor mich und zeigte mit ihrem gebräunten Arm in Richtung Eingang. Edie roch nach Jasmin, nach Grillfett und Jasmin.

«Du hättest auch gleich sagen können, dass du mich hier nicht haben willst.» Dann nahm ich einen großen Schluck aus der Flasche, während ich Edie weiter fixierte.

«Was soll das? Mann, Liv, kannst du nicht endlich mal aufhören rumzuheulen?»

«Rumheulen? Wer heult hier rum?»

«Du, Olivia. Seit du hier angekommen bist.» Sie ging rüber zur

Spüle, nahm ein Glas und füllte es mit Wasser. *Dry the Rain* klang aus dem Wohnzimmer zu uns.

«Das muss ich mir nicht anhören», sagte ich.

«Schon lustig.»

«Was soll daran lustig sein?», fragte ich.

«Als du noch klein warst, hat mir deine Mutter verboten, das Wort <Prinzessin> zu benutzen.» Edie strich sich eine kurze, schwarze Strähne aus dem Gesicht. «Hat ja viel gebracht.»

Milo räusperte sich. Er hatte die ganze Zeit über dagestanden, zugehört, als wäre es normal. Wie ein gedankenlos gekauftes Souvenir, dachte ich. Sobald man es zu Hause rausholt, wirkt es nur noch lächerlich.

Es ist nicht meine Schuld, dass ich jung bin und du nicht, Edie.

«Sag mal, musst du hier stehen?», sagte ich.

Er setzte sein Welpengesicht auf, bevor er sich endlich wegbewegte.

«Nein, bleib hier, Milo», sagte Edie. «Und du auch, Liv.» Sie streckte die Hand nach mir aus. «Ich will nicht streiten.» Dann zog sie mich zu sich, legte einen Arm um mich und einen um Milo. «Lasst uns meditieren, bitte. Ich glaube, das brauchen wir jetzt.»

«Hast du sie noch alle?», fragte ich ungläubig. «Ohne mich. Ich hab genug für heute.» Wie konnte sie jetzt daran denken?

«Wie früher, Liv. Bitte.»

Nichts war wie früher. Damals hatten wir uns zusammen auf den großen Teppich vor dem Kamin gesetzt. Jeder hatte sein kleines Sitzkissen, meins war lila. Die Kissen waren nun alle braun, lagen auf einem Stapel in der Ecke. Edie nahm drei, legte sie in einem Dreieck verteilt hin und bat Milo und mich uns zu setzen.

Widerwillig folgte ich ihrer Einladung, vor allem, weil ich müde war. Verdammt müde. Dann zündete sie auf dem Wohnzimmer-tisch ein Räucherstäbchen an, legte Meditationsmusik auf und begann zu summen. Damals hatten wir alle zusammen gesummt, jeder seine eigene Melodie. Ich hörte noch immer das sanfte Flehen meiner Mutter, das aus ihrer Stimme drang.

Ich drückte Daumen und Ringfinger fest gegeneinander, während ich innerlich zu bersten drohte. Edie sumnte. Milo sumnte mit.

Ich dachte an Mutter, sah, wie sie auf mich zukam, die Arme ausgebreitet, ihr rotes Haar. Doch dann fiel sie hin, versuchte wieder aufzustehen, aber es ging nicht. Ihre Arme waren zu schwach, ihre Beine trugen sie nicht mehr. Mein Vater in seinem weißgrauen Hemd kniete sich zu ihr. Anstatt ihr hochzuhelfen, stand er wieder auf und rannte auf mich zu. Ich versuchte wegzulaufen, aber konnte mich nicht bewegen.

«Ich kann nichts dafür!», schrie ich. «Ich kann nichts dafür! Das war ich nicht! Sie ist selbst hingefallen!» Er kam näher. Immer näher, immer schneller. Seine Augen grün vor Zorn, wollte er nach mir greifen, dann fiel auch ich.

«Liv? Alles okay?», sagte Milo, als er sich über mich beugte. «Du bist wohl eingeschlafen.»

## IX

*«Das Gefühl der eigenen Zunge im Rachen  
erinnert mich stets daran,  
wie Schweigen schmeckt.»*

Ich kurbelte das Fenster runter und setzte die Sonnenbrille auf. George hatte mir nicht gesagt, wohin es an diesem Montag gehen würde, aber das war mir egal. Als ich ihn das erste Mal abgeholt hatte, fuhren wir einkaufen. Nicht Lebensmittel, obwohl wir auch dafür ein, zwei Zwischenstopps eingelegt hatten. Nein, er wollte Hemden und ein paar Stoffhosen für den Sommer. Wir gingen zum Herrenausstatter in der nächstgelegenen größeren Stadt. Der Schneider steckte den Saum ab, während George versuchte, aufrecht zu stehen, schwer atmend, um Stolz bemüht. Kurz, wie ein unverhofftes Gewitter, sah ich den jungen Mann in ihm aufblitzen.

Den zweiten Montag verbrachte ich in diversen Wartezimmern. Zuerst in jenem von Georges Hausarzt. Es war gut gefüllt mit anderen Senioren und Seniorinnen, von denen sich eine lautstark über die unbequemen Stühle beschwerte, wobei sie niemanden konkret ansprach, sondern nur durch ihre dicke Brille in ihren Groschenroman fluchte. Danach ging es weiter zur Massage, nur für George. Ich setzte mich auf das viel zu weiche Ledersofa in

dem kleinen Vorraum, dessen auberginefarbene Tapete mich beinahe erstickte.

Am dritten Montag wartete ich ebenfalls, in der Cafeteria des Altersheims, wo George eine Bekannte besuchen wollte. Ich saß gerade weit genug entfernt, um zu sehen, wie er ihr einen weiteren Milchkaffee mit Süßstoff holte und wie sie sich mit einem sanften Tätscheln seiner immer etwas zittrigen Hand bedankte. Natürlich hatte er seine neue sandfarbene Stoffhose angezogen.

Was genau er heute vorhatte, hatte er mir nicht gesagt, und ich fand gerade das wunderbar. Der Duft gemähter Wiesen lag in der Luft und ein Marienkäfer ging über das Armaturenbrett, nur zwei Punkte.

«Sie haben ja Sommersprossen», sagte George, kaum hatte er sich neben mich gesetzt.

«Nur im Sommer», sagte ich. Mutter hatte sie das ganze Jahr über und am ganzen Körper, ich nur auf der Nase. Edie hatte keine, genau wie Großmutter.

«Also, was machen wir heute?», fragte ich, beide Hände auf dem Lenkrad.

«Wir fahren an meinen Lieblingsplatz, liebe Olivia. Haben Sie Badesachen dabei?»

Die ersten paar Abzweigungen schwiegen wir uns an. George meinte nur zwischendurch «hier links», «geradeaus» oder «rechts». Seine erste Frage stellte er, als wir lange vor einer roten Ampel an einem Bahnübergang stehen blieben.

«Verzeihen Sie, wenn ich neugierig bin. Was hat Sie eigentlich hierher geführt?»

«Das habe ich Ihnen doch schon gesagt, ich helfe Edie.»

«Ich kenne Ihre Tante und die braucht ganz bestimmt keine Hilfe», meinte er und sah mich von der Seite an, schmunzelnd wie immer. «Erzählen Sie mir die wahre Geschichte.»

Der Zug kam und raste kreischend an uns vorbei, ich spürte das Rattern in meinem Mund.

Die wahre Geschichte würde ich selbst gerne wissen, George.

Die Schranke hob sich wieder.

«Wovor laufen Sie weg?»

Die zweite Frage.

«Wie kommen Sie auf die Idee, dass ich vor etwas weglaufe? Ich laufe nicht weg.»

«Und wieso sind Sie dann hier?»

Nummer drei.

In seiner Stimme lag keine Falschheit, trotzdem war ich noch nicht bereit, ihm alles zu erzählen.

«Sie stellen ganz schön viele Fragen.»

«Und ich erhalte erstaunlich wenig Antworten.» George tupfte sich den Schweiß von der Stirn. «Wissen Sie, als ich noch jung war, vor einem Jahrhundert ungefähr, durfte ich nie weg. Urlaub oder Reisen, das war keine Option, ich musste meinen Eltern helfen, auf meine Geschwister aufpassen – können Sie das bitte lassen?», unterbrach er, als ich mir eine Zigarette anzünden wollte. «Meine Rosie hat auch gerne geraucht, ist wirklich ungesund, das wissen Sie, oder?» Er räusperte sich. «Jedenfalls, eines Tages hat es mir gereicht. Ich wollte nicht mehr jeden Morgen aufstehen und genau das Gleiche tun. Ich wollte leben, etwas von der Welt sehen, etwas unternehmen. Also packte ich nachts heimlich

meine Sachen, schrieb einen kurzen Brief, den ich auf meinen Schreibtisch legte, und wollte verschwinden. Das wollte ich wirklich. Das Merkwürdige war: Als ich auf der Straße stand, wusste ich nicht, wohin ich gehen sollte. Unglaublich. Ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Nach all den Jahren, die ich darüber nachgedacht und davon geträumt hatte, blieb ich wie angewurzelt stehen», George verfiel in lautes Gelächter und klopfte sich auf die Schenkel. «Ist das zu fassen?»

«Was haben Sie dann gemacht?», fragte ich. Sein Blick verlor sich wieder in der Ferne. Er lehnte sich im Sitz zurück.

«Ich ging wieder ins Haus, legte mich ins Bett und versuchte zu vergessen, was geschehen war. Habe es nie jemandem erzählt. Zwei Wochen später traf ich Rosie, das Jahr darauf war ich schon verheiratet und bald Vater einer Tochter. Das Leben ist wahrlich verrückt.»

Verrückt, ja. Nichts ist mehr dort, wo es hingehört.

Den See konnte ich zunächst nicht sehen. Er sei in Privatbesitz irgendeines Adligen, sagte George, er habe besagten Mann aber noch nie angetroffen, nur ein Wildhüter drehe manchmal seine Runden. Wir fuhren auf einer Schotterstraße an ein paar geparkten Pick-ups vorbei. Nach einer Kurve gab das hohe Gras den Blick auf eine Gruppe junger Männer frei, die auf ihren Klappstühlen am Wegrand saßen.

«Das sind Schrotflinten», sagte George. «Die jagen Moorhühner.»

«Das ist also Ihr Lieblingsplatz?»

«Nicht hier, ein wenig weiter vorne», antwortete er. «Dort

rieselt manchmal Schrot aufs Wasser, wenn die Jungs schießen.»

«Und das gefällt Ihnen?»

«Aber sicher doch.»

Ich parkte den Wagen in der Nähe des Ufers. George öffnete die Tür, noch bevor ich den Motor abgestellt hatte, und stieg aus, diesmal ohne Probleme. Sofort marschierte er aufs Wasser zu, rief nur: «Kommen Sie, meine Gute! Einen schöneren Ort haben Sie noch nie gesehen!»

Ich holte ihn schnell ein und staunte mit ihm gemeinsam, als sich uns die offene Sicht auf den See bot. Seine Farbe ein sattes, dunkles Türkis, stellenweise heller, dort, wo auch der Grund zu sehen war. Rundum erhoben sich hohe bewaldete Hügel, die ihn wie in einer Wiege bettetten. Wellen, die gegen die Felsen schwappeten. George blieb nicht stehen, er ging weiter und schaute konzentriert auf den Boden, als würde er nach etwas suchen.

«Hier, genau hier», sagte er schließlich und zeigte auf einen großen flachen Stein, der vor ihm lag. «Ganz genau hier habe ich meiner Rosie den Antrag gemacht.» Er bückte sich nach vorne, versuchte sich hinzuknien.

«Wollen Sie sich setzen?», fragte ich.

«Wonach sieht es denn aus?» Er reichte mir die Hand, damit ich helfen konnte. Ich setzte mich auf einen Stein etwas weiter weg. Eine Weile lang saßen wir da und schauten aufs Wasser, das unter dem wolkenlosen Himmel glitzerte.

«Das Bild über Ihrer Couch, oder?», fragte ich. «Das ist dieser See, hab ich recht?»

«Ein Versuch zumindest», sagte er. «Ich habe ihn oft gemalt, aber jedes Mal, wenn ich hierherkomme, ist alles wieder anders.»

«Damit kenne ich mich aus.»

«Was meinen Sie?», fragte er.

«Na ja, dass die Dinge sich manchmal einfach ändern und man nichts dagegen tun kann.» Ich sah aus dem Augenwinkel, wie er nickte. «Man geht an einen Ort, den man in- und auswendig kennt, wo man sich immer blind zurechtgefunden hat. Und eines Nachts sucht man seinen Weg durch die Dunkelheit und stößt sich überall.»

«Von welchem Ort sprechen Sie?»

«Ach, egal», sagte ich und stand auf. «Gehen wir jetzt spazieren, oder → Peng! Ein Knall, kein Rieseln, sondern ein Prasseln ein paar Meter neben uns auf dem Wasser.»

«Sehen Sie! Das ist doch wirklich sagenhaft!», rief George und klatschte in die Hände.

Wir fuhren zurück auf die holprige Straße, eine Staubwolke folgte uns. Maja fiel mir ein, wie sie sich noch einmal umgedreht hatte, damals in der Einfahrt, als ich gerade angekommen war.

«Wie viele Kinder haben Sie eigentlich, George?»

«Maja, Ophelia und Nicolas.»

«Und weiter?», fragte ich. George wandte sich ab und machte einen seltsamen Plopp-Laut mit seinem Mund.

«Ich sehe sie nur noch selten. Haben leider alle das Weite gesucht.»

Um eine richtige Familie zu sein, braucht es mehr als zwei, das war mir schon immer klar. Fünf war die perfekte Zahl. Jeder Platz im Auto besetzt, man hat immer jemanden zum Spielen, Mama und Papa in der Unterzahl. Vier hätten auch gereicht. Wir waren

keine Familie. Wir waren Mutter und Tochter.

Sie hätte den See gemocht, Steine gesammelt und sie danach in der Sonne getrocknet. Dann hätten wir sie gemeinsam auf dem Tisch ausgebreitet, sie hätte gesungen, ich hätte meinen Malkittel angezogen und sie hätte mir die Haare zusammengebunden. *Was wird es heute, Olivia?*

«Haben Sie Geschwister?», fragte er.

«Nein», sagte ich. «Eine Enttäuschung reicht ja wohl, meinen Sie nicht?»

«Was haben Sie gemacht, bevor Sie sich aufgegeben haben, Olivia?»

«Ich habe mich nicht aufgegeben.»

Noch nicht.

«Wo haben Sie gearbeitet?», fragte er weiter.

«In einem Kaufhaus, an der Kasse. Worauf wollen Sie hinaus?» Ich hörte das rollende Geräusch, mit dem sich die Geldschublade öffnete. «Der Job war ganz okay.»

«Aber?»

«Nichts <aber>. Er war halt okay, bis er es nicht mehr war, und dann bin ich gegangen.»

«Hat Ihre Mutter noch ihr Blumengeschäft? Sie hat Rosie mal ein wunderschönes Gesteck geschenkt.»

«Was wird das hier?»

«Nichts. Wir unterhalten uns nur.» Er zuckte mit den Schultern. «Gibt ja sonst nicht gerade viel zu tun.»

Sie spielten wieder dieses Lied, ...*Baby One More Time*.

Ich wechselte den Sender und drehte das Radio leiser.

«Ich hab meiner Mutter immer gerne bei der Arbeit zugesehen.»



Die Art und Weise, wie sie Menschen glücklich machen konnte, mit ein paar Blumen, ich fand das immer faszinierend. Trotzdem war das nie mein ‹Traumberuf›, wenn Sie das meinen.»

«Was dann? Wovon träumen Sie?»

Ich zögerte, schaute zum Waldrand. Unzählige Wege hinein, nur wenige hinaus, dachte ich.

«Was denken Sie denn, was ich tun sollte? Was bin ich in Ihren Augen?»

«Jemand, der sich nicht mehr traut zu träumen», sagte er, ohne nachzudenken. «Sie sollten wieder damit anfangen, dann kommt der Rest ganz von alleine.»

«Damit haben Sie ja Erfahrung, George.»

«Ganz genau.» Sein Lachen war fast tonlos, bevor es zu einem trockenen Husten wurde. «Sie müssen keine Angst haben, Olivia. Das ist das sinnloseste Gefühl überhaupt. Sechzig Jahre lang hatte ich Angst, Rosie zu verlieren, und am Ende habe ich sie doch verloren.»

«Wer sagt denn, dass ich Angst habe? Ich habe nichts zu verlieren», entgegnete ich. «Gut, vor dem Sterben vielleicht. Auch nur, weil ich nicht weiß, ob die auf der anderen Seite Musik haben.»

Vielleicht würde ich dann Louis wiedersehen.

«Ich kann das gut verstehen. Sie haben Angst, jemand zu werden, der sie nicht sein wollen. Wie wir alle.»

In Wirklichkeit hatte ich eher Angst, für immer ich zu bleiben.

«Was machen denn Ihre Kinder?»

«Nicolas ist bei der Bank. Schrecklicher Beruf, aber es passt zu ihm. Er ist groß und unglaublich stur.» Er seufzte. «Ophelia hat Krankenschwester gelernt, wie Rosie, ist aber mit Leib und Seele Mutter, obwohl die Kleinen längst erwachsen sind.» George

machte eine Pause, bevor er weitersprach. «Tja, und Maggie, meine Älteste, die ist Malerin.»

«Maggie? Nicht Maja?», fragte ich und sah George an, der mich wild gestikulierend anwies, wieder nach vorne auf die Straße zu schauen.

«Was habe ich denn gesagt?», fragte er.

«Na ja, beides», sagte ich. «Zuerst Maja, dann Maggie.»

«Sie heißt Maja», sagte er und wiederholte, «Maja, definitiv», leicht errötet.

«Sie malt also», sagte ich. «Wie Sie?»

«Nein, nein, keineswegs. Ich male ab und zu, wenn mir danach ist, aber meine Maja, die ist eine echte Malerin.»

«Ich meine: Was malt sie?»

«Ach so.» George drehte sich auf dem Sitz zu mir, so gut er konnte. «Ich male nur Landschaften. Ein paar Bäume, Wiesen, das Wasser, Wolken, die Sonne, Sie wissen schon. Aber meine Maja», er hob den Finger, «die malt Menschen.»

«Menschen?»

«Porträts, Gesichter, Olivia. Besser als irgendjemand sonst, das können Sie mir glauben.»

Ich hatte nie versucht, ein Gesicht zu malen. Es gab zu viel, was auf einem Bild nicht zu sehen war. Dieses Strahlen von innen, als er von seiner Tochter sprach, die Stimmlage, die Begeisterung, mit der er ihren Namen sagte. All die Erinnerungen, die er in Sekundenschnelle noch einmal durchlebte.

«Kommt Maja nicht manchmal zu Besuch?»

George hielt sich am Griff oberhalb des Seitenfensters.

«Selten», antwortete er. «Sie will, dass ich zu ihr ziehe, weil

ich anscheinend alt bin und man mich nicht mehr alleine lassen kann.» Ich dachte an sein Zittern, daran, wie er sich überall abstützen musste. Als wäre er nur noch zur Hälfte in seinem Körper.

«Sie hat mich zu ihrer Ausstellung eingeladen», fuhr er fort, während er sich unablässig mit der noch freien Hand über seine Hose strich. Dabei waren dort weder Krümel noch Falten.

«Haben Sie vor, hinzugehen?», fragte ich.

«Wahrscheinlich nicht. Im Alter wird manches plötzlich schwer und unerreichbar.»

«Wenn Sie wollen, kann ich Sie gerne –»

«Nein, nein. Das müssen Sie nicht. Das ist zu weit weg.»

«Das glaube ich nicht», sagte ich. «Nächsten Montag hole ich Sie wieder ab und wir fahren dorthin, ist mir egal, was Sie sonst vorhatten.»

«Ist ja gut, Sie müssen nicht gleich herrisch werden, junge Dame», sagte er, bevor er wieder schmunzelte, still für sich.

Plötzlich ein Brennen auf der Innenseite meiner Backe. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie ich darauf rumgekaut hatte. Der Geschmack von Blut füllte meinen Mund, eigenartig salzig.

Schluck es runter.

Ich hätte George vielleicht die ganze Geschichte erzählen können. Er hätte zugehört, mich dabei auch angesehen und am Ende gesagt: Das tut mir schrecklich leid, liebe Olivia. Das, was auch die meisten anderen getan hätten. Nur anders als die anderen hätte er es nicht als Anlass genommen, mir mehr von seiner Geschichte zu erzählen. Er hätte geschwiegen. Und das hätte ich nicht ertragen.

Also fragte ich stattdessen: «Wer ist eigentlich Maggie?»

Er antwortete nicht sofort. Ich konnte sehen, wie er darüber nachdachte, was er mir sagen und welchen Teil er weglassen würde. Auch ich tat das manchmal.

«Jemand, den ich mal kannte», sagte er schließlich. Georges Körper schien tiefer in den Sitz zu sinken, während sein Blick über die gemähten Felder schweifte.

«Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, George, aber ich könnte jetzt einen Kaffee und ein Stück Kuchen vertragen. Was meinen Sie?»

«Gut, aber nicht da.» Er zeigte auf das Café etwas weiter vorne am Straßenrand. «Dort sind die Kuchen dermaßen trocken, dass ich immer Schluckauf bekomme.»

«Und? Wie war's?», fragte Edie, als ich die Haustür hinter mir zuzog. Ich konnte sie nicht sehen, wusste aber, dass sie auf dem Sofa lag, ein Buch in der einen, den Joint in der anderen Hand.

«War cool. Wir sind an einen See gefahren, keine Ahnung mehr, wie er hieß», sagte ich und trat ins Wohnzimmer.

«Das ist doch seltsam, Liv. Wie lange soll das weitergehen?» Sie richtete sich auf, bevor sie einen weiteren Zug nahm. Den Rauch ließ sie aus ihrem Mund fließen. Es sah aus, als wäre sie dabei, sich aufzulösen.

«Ich mag ihn», sagte ich. «Außerdem brauche ich das Auto.»

«Seit wann trägst du deine Haare so?», fragte Edie. Reflexartig fasste ich mir an den Kopf, als würde ich kontrollieren wollen, ob meine Haare noch da waren.

«Was meinst du?»

«Du siehst aus wie meine Mutter. Du kamst schon immer nach ihr. Genau wie deine Mama.» Ihr fiel es leicht, so was zu

sagen. Als wäre es nichts weiter als ein umständliches Kompliment. Was genau sie damit meinte, konnte ich unmöglich wissen. Wahrscheinlich ging es gerade darum. Diese Macht in ihren Worten hatte sie schon immer, sie erinnerte mich an meine Mutter. «Dabei sagt man doch immer: Kinder wachsen auf und werden zu ihren Eltern. Und nicht: Enkel wachsen auf ... Na ja, du weißt schon», sprach sie weiter.

Ich setzte mich auf den Sessel ihr gegenüber, sie bot mir den Joint an, aber ich lehnte ab. «Das ist jetzt vielleicht eine seltsame Frage», sagte ich. Obwohl das einzig Seltsame daran war, dass ich es bisher nie gewagt hatte, diese Frage zu stellen. «Was hat Papa eigentlich gearbeitet?»

«Das ist keine Frage», verdrehte sie genervt die Augen und legte sich wieder hin. «Du musst wirklich lernen loszulassen, Liv. Versuch es abzuschütteln, wie einen schlechten Traum.» Sie streckte die Hände über den Kopf, schüttelte sich heftig. Asche fiel auf den Boden, direkt vor meine nackten Füße. «Ach, mach was du willst, Prinzessin.»

Ich hatte das Tagebuch unters Bett gelegt und wollte es nicht mehr hervorholen. An diesem Abend tat ich es dennoch. Einer der Einträge war mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen.

10.04.1978

Wie kann ich mir je selbst vergeben?

Immer wieder nahm ich mir vor, Mutter zu schreiben, sie noch einmal anzurufen, tat es jedoch nicht. Zu groß war die Angst, nicht die

richtigen Worte zu finden, wieder abgelehnt zu werden. Sie ganz zu verlieren. Ich spürte in meiner Brust, wie auch sie dabei war zu verschwinden. Ein dumpfer Schmerz hatte sich dort eingenistet.

Eine meiner liebsten Erinnerungen war der Tag, als sie mich in meiner ersten eigenen Wohnung besucht hatte. Sie ging durch die wenigen Räume, betrachtete alles mit dem kritischen Auge einer fürsorglichen Mutter, fuhr mit dem Finger über die Regale, suchte vergeblich nach Vorhängen, Untersetzern oder einer Gießkanne, bevor sie sich auf einen Stuhl setzte und ihre Lippen fest zusammenpresste.

«Wie sind deine Nachbarn?», fragte sie dann.

«Die kenn ich nicht.»

«Noch nicht», sagte sie und rührte mit meinem verschnörkelten Löffel in ihrer Tasse.

«Ich will mit denen eigentlich gar nichts zu tun haben, wenn ich ehrlich bin. Sonst klingeln die noch bei mir und fragen nach Sachen. Zucker oder so was.»

«Ja, das wäre wirklich furchtbar.»

Sie hatte Blumen dabei, einen Topf lachsfarbener Azaleen. Wir stellten sie auf den mittleren Fenstersims.

Zum Abschied sah sie noch einmal zu mir hoch, als sie schon etwas weiter unten auf der Treppe war. «Mach's gut, Livi.»

Für zwei Stunden war alles so, wie es sein sollte.

«Wenn ich noch 'ne Bestellung ohne Butter für die Seezunge bekomme, bin ich raus!», schrie Milo und schleuderte einen Tropfen Öl in die Bratpfanne vor sich. «Echt, wer bitte mag denn keine Butter?»

«Ich steh da auch nicht so drauf», sagte Jean, der gerade drei Teller mit hauchdünnen Radieschenscheiben belegte. «Zitrone und Olivenöl sind mir lieber.»

«Wer hat dich denn gefragt?», raunte Milo. «Bis du hier eine Meinung haben darfst, dauert es noch 'ne Weile.»

Butter und Zitrone, dachte ich, schon schwang die Küchentür wieder auf und eine der Kellnerinnen kam rein.

«Filet Mignon, medium rare, ohne Bohnen –»

«Bohnen? Ist noch gar nicht Saison», fiel Edie ihr ins Wort.

«Ich weiß, aber der Gast bestand darauf, dass ich es deutlich sage. Wollte ihm außerdem den Cabernet dazu empfehlen, aber er wollte Bier, helles Bier, eine große Flasche.» Sie schüttelte den Kopf und verschwand wieder Richtung Gasträum.

«Zu lang, zu dick, zu lang, zu dick, was ist das?», ging Milo die geschnittenen Karotten durch und hielt mir eine unter die Nase. «Ich habe dir doch gezeigt, wie das geht, oder nicht? Die sollten alle gleich lang sein.» Er nahm ein anderes Stück in die Hand. «So wie diese hier, genau so.»

Ja, du hast mir gezeigt, wie das geht, aber ich konnte nur darüber nachdenken, warum man die Karotte erst schälen, köpfen, halbieren, der Länge nach aufschneiden und dann noch einmal und noch einmal schneiden muss, bevor sie gut genug ist, um auf dem Teller zu landen.

«Na ja, die Karotten waren halt alle anders», sagte ich.

«Was soll ich damit?»

«An die Arbeit! Spart euch das Gequatsche für später!», rief Edie, die soeben unter lautem Zischen das Fleisch auf die Grillplatte gelegt hatte.

«Wir haben noch mehr, Chef.» Jean hielt Milo die Schale hin. «Sind die besser?», fragte er.

«Sag du es mir.» Milo griff nach dem Edelstahlbehälter. «Und zeig ihr das nochmals.»

Kurze Zeit später landete das Filet auf dem Teller und verließ die Küche, ohne Bohnen. Die Kellnerin kam zurück und verlangte zähneknirschend ein Schälchen Ketchup. Milo ignorierte sie, Edie lachte und Jean füllte das Schälchen, während ich weiter die Teller vorspülte, in den Korb lud und auf den zweiten Knopf von links drückte. Jeden Tag dieselben nichtssagenden Unterhaltungen, dieselbe neu aufgesetzte Idee von Bedeutung für etwas, mit der Vergänglichkeit eines Eiswürfels in der Sonne. Ich machte mir nicht die Illusion, dass das, was ich tat, wichtig war für irgendwen, ganz sicher nicht für mich.

Du bist nicht, was du tust.

Das hier war, wie das meiste in meinem Leben, nur vorübergehend. Ich glaubte nicht an Bestimmung. Was sollte das sein? Ob ich dieses Geschirr nun abwusch oder ob es jemand anders tat, machte keinen Unterschied. Natürlich hätte ich studieren können, natürlich hätte ich Anwältin, Ärztin oder Schauspielerin werden können. Ich wollte halt nicht. Und es stand keiner da, der mir sagte: Das ist deine Aufgabe, Olivia. Hier, geh diesen Weg, den das Schicksal für dich ausgesucht hat, und du wirst glücklich werden. Zur Hölle mit Saturn. Auf diese Weise aufzuwachsen war kein Schicksal, es ist halt passiert und es war mir ganz sicher nicht vorbestimmt, uns allen nicht. Eine Tochter sollte ihrem Vater nicht hinterherrennen müssen. Eine Mutter sollte ihr Kind nicht verlieren.

«Er will die Flasche.» Schon wieder stand die Kellnerin da und verwarf die Hände. Jean verschwand im Nebenraum, um die Flasche zu holen. «Er sagt: Ketchup bleibt Ketchup, auch wenn Sie es auf diesen winzig kleinen, schicken Teller packen, Madame.» Ich drehte mich zu ihr.

«Unmöglich!», rief ich. «Das kann unmöglich sein!»

«Schon gut», sagte Edie. «Wo willst du denn hin? Liv!», hörte ich sie hinter mir, als ich an der Kellnerin vorbei ins Restaurant stürmte.

Er saß neben dem Eingang an einem der schlechteren Tische, das Bier bereits halbleer.

«Du hättest auch direkt nach mir verlangen können», sagte ich, als ich vor ihm stand.

«Dachte schon, du zeigst dich nie.» Er stand auf und umarmte mich so fest, dass ich vergaß, wo ich war. Ich wollte ihn nicht mehr loslassen.

«Was machst du hier?», fragte ich, dann setzten wir uns. Steph schnitt ein weiteres Stück seines Steaks ab und nahm das Messer, um das letzte bisschen Ketchup aus dem Glasschälchen zu kratzen.

«Ich hatte Hunger», lachte er. «Da fand ich, warum nicht mal etwas weiter fahren für ein gutes Stück Fleisch.» Dann schob er sich die Gabel in den Mund, gerade als die Kellnerin kam, mir einen bösen Blick zuwarf und die Sauce mit Nachdruck auf den Tisch stellte. «Warum tust du so überrascht? Ich hatte ja gesagt, dass ich dich besuchen komme.» Es war schön, ihn zu sehen. Trotzdem fühlte ich mich überfallen, nicht wie ich selbst. «Keine Sorge, Liv. Ich bin auf der Durchreise, wollte nur sehen, wie es dir geht.»

«Wo wohnst du?», fragte ich.

«Im Hotel die Straße runter. Irgendwas mit <Belle> ... du weißt schon.»

Ohne hinzusehen, spürte ich, wie Edie mich durch das kleine Fenster in der Küchentür beobachtete. Sie kannte Steph nicht und würde warten, bis ich wieder in der Küche war, um sich ihm vorzustellen.

«Genieß dein Steak und gönn dir einen guten Whiskey, auf meine Kosten natürlich. Wenn du willst, kannst du warten, bis ich hier fertig bin, oder wir treffen uns nachher woanders.»

«Wie gut ist der Whiskey?», fragte er. «Natürlich warte ich.»

Steph hatte sich den restlichen Abend damit vertrieben, mit Edie über Sardellen und die beste Zubereitungsart für Artischocken zu diskutieren, wie sie mir erzählte. Auch dass er eine klassische Kochausbildung hatte, war mir neu. Danach hatte er sich alleine auf die Terrasse gesetzt.

Die anderen räumten schon ihre Stationen, während ich unter Milos Aufsicht vier Kilogramm Karotten schälen und schneiden musste. Alle gleich lang und gleich dünn. Das Restaurant hatte zwar am nächsten Tag geschlossen, aber er sagte, er würde Suppe daraus machen. Ich schälte und schnitt also, während er unablässig neben mir stand. Jean räumte unterdessen alles ins Lager.

«Willst du jetzt echt die ganze Zeit hier stehen?», fragte ich. «Mal wieder nichts Besseres zu tun? Musst du nicht bahnbrechende Menüs oder Gerichte kreieren?»

«Hältst das hier für 'n Witz, was?», sagte er. Es war keine Frage. «Ich nehme meinen Job ernst, solltest du auch mal versuchen.»

«Mein Kumpel ist hier und ich wollte noch was mit ihm trinken gehen.»

«Ich will auch 'n paar Dinge» Er holte einen Suppenlöffel. «Die dürfen nicht länger sein, als der breit ist.» Milo nahm ein paar der geschnittenen Karotten und legte sie darauf. «Killer», sagte er und lächelte. «Bist vielleicht doch noch zu was zu gebrauchen.»

«Ich bin fertig», sagte Jean. «Könnt ihr schließen?»

«Klaro», sagte Milo. «Danke, Jean.»

«Wo ist eigentlich Edie?», fragte ich. Sie hatte sich nicht verabschiedet.

«Zu Hause», antwortete Milo.

«In so was war ich noch nie gut, dafür fehlt mir die Geduld», sagte ich und schnitt weiter.

«Wenn du das tausendmal gemacht hast, merkst du es irgendwann gar nicht mehr.»

«Ich hoffe nicht, dass das passiert.» Unsere Blicke trafen sich, dann nahm er das Messer aus meiner Hand und legte es neben das Schneidebrett. Die Küchentür schwang auf. Es war Steph.

Ich löschte die Lichter und drehte den Schlüssel. Zu dritt standen wir draußen unter dem hell leuchtenden Vollmond, der unsere Gesichter in ein grünliches Grau tauchte. Steph und ich entschieden uns, in sein Hotel zu gehen. Um diese Zeit bekam man sowieso nirgendwo mehr etwas. Er und Milo sprachen noch kurz miteinander, ich stand daneben und sehnte mich nach einer Dusche. Steph kam mit jedem klar, was nicht bedeutete, dass er Milo mochte. Er klopfte ihm zum Abschied auf die Schulter, wie

er es bei allen machte, und sagte «Man sieht sich», wie er es ebenfalls zu allen sagte. Milo schaute über die Schulter zurück, bevor er hinter dem nächsten Haus verschwand.

«Nein, du hast doch nicht etwa?»

«Oh, doch. Die hatten ihn im Katalog an der Rezeption, da konnte ich nicht anders», sagte Steph und setzte sich aufs Bett.

«Den sehen wir uns jetzt sofort an. Was gibt die Minibar her?», fragte ich und öffnete den kleinen Kühlschrank, die Videokassette in der anderen Hand. «An American Werewolf in London», wiederholte ich, eine kleine Wodkaflasche zwischen die Zähne geklemmt. «Ich kann mein Glück kaum fassen.»

Neben Steph zu liegen, beruhigte mich. Nicht nur, weil er es war, nein, auch weil es mich daran erinnerte, wie es war, nicht allein zu sein, daran, dass ich nicht allein sein musste. Ich hatte Freunde, es gab jemanden, der einen solchen Weg auf sich nahm, nur um ein überteuertes Steak zu essen, die Nacht in einem übertrieben parfümierten, mit Korbgeflechten dekorierten Hotel zu verbringen und einen der schrägsten Filme aller Zeiten mit mir anzusehen, während wir ebenfalls überteuerte Shots tranken und die gebleichten Laken mit Chips vollkrümelten.

«Schau mal, wie seine Füße wachsen! Wie kann ein Film gleichzeitig derart verstörend und lustig sein? Ich mein, echt jetzt. Die haben sich doch kaputtgelacht, als sie das gedreht haben. Wer geht denn schon nachts alleine durch den Wald? Jeder weiß, dass so was nie gut endet. Und jetzt sieh ihn dir an. Und im Hintergrund läuft *Blue Moon*! Ich kann nicht mehr», sagte ich und setzte mich ans Bettende.

«Siehst du? Das passiert, wenn man von zu Hause wegläuft. Mal ehrlich, du hast dir wahrscheinlich das letzte gute Jahr ausgesucht, um zu verschwinden.»

«Wie meinst du das?» Ich rutschte auf den weichen Teppich. Steph nahm die Chipstüte und setzte sich zu mir.

«Na ja, noch bist du frei.»

«Frei. Was für ein übergroßes Wort. Ist man das jemals?»

«Ich denke schon. Bis man merkt, dass man es nicht mehr ist.»

«Denkst du das wirklich?» Da hüpfte gerade der Kopf des Bürgermeisters über die Motorhaube. «Lass uns was anderes schauen.»

Ich wusste, dass Steph nicht nur da war, weil er wissen wollte, wie es mir ging. Er wollte wissen, was geschehen war. Er wollte wissen, warum ich gegangen war, alles hinter mir gelassen hatte, auch ihn. Wir waren nie Freunde jener Art gewesen, die sich über die wirklich tiefgründigen Fragen des Lebens unterhalten hatten. Das tat ich sowieso mit niemandem. Ich zog es vor, immer schön an der Oberfläche zu bleiben, vielleicht auch, weil ich wusste, was mich darunter erwartete. Doch das Oben und das Unten ließen sich immer seltener voneinander unterscheiden.

«Ich habe richtig Mist gebaut, Steph», sagte ich. Er schaute weiter auf den Bildschirm und nickte.

«Jeder baut mal Mist.»

«Tut mir leid, dass ich gegangen bin.»

«Schon okay, Liv.»

«Nein, es ist nicht okay. Ich habe Alex betrogen.»

Steph sagte nichts.

Dann habe ich dem Typen, der mich alleine liegen gelassen

hat, eine Szene gemacht. Und danach habe ich mich mit Mike angelegt, bis er mich nur noch loswerden wollte.

«Und ich habe beide Jobs verloren, verdammt.»

«Ach, Liv. Nichts davon hat zu dir gepasst, weder der Typ noch die Jobs. Ist wahrscheinlich das Beste, was dir passieren konnte.»

Nur ist es mir nicht passiert, ich habe das alles getan.

«Ist doch bekloppt, wenn kleine Kinder in Filmen zu weinen anfangen, weil irgendjemand flucht. Hast du dann etwa geweint? Ich sicher nicht. Ich habe gelacht und mich auf den Tag gefreut, an dem ich all diese Wörter auch endlich sagen konnte», sagte ich.

«Ach, deswegen ist das so? Und jetzt kannst du nicht mehr damit aufhören, oder wie?»

«Es gibt halt zu viele Gelegenheiten für Fluchworte.»

«Hört sich nicht gut an», sagte Steph und hielt mir die Hand auf die Stirn. Mir war heißer als ihm. «Solltest du mal einem Arzt zeigen.»

«Ha, ha.» Ich drehte mich um und grapschte nach dem kleinen Stapel Post, den er mir mitgebracht hatte. «Danke, aber du hättest sie auch schicken können.»

«Willst du die Wohnung eigentlich behalten? Oder bleibst du jetzt für immer hier?»

«Auf keinen Fall, Mister. Ich weiß nur noch nicht, was ich als Nächstes machen will.»

«Hast du denn genug für die Miete?»

«Wird schon reichen. Sonst sollen sie damit halt machen, was sie wollen.»

Das Licht des Fernsehers zuckte unruhig gegen die Wand. Wie das von außen aussehen musste? Wahrscheinlich war es in allen

anderen Zimmern bereits dunkel. Ich war mir nicht sicher, ob ich nur müde oder betrunken war, aber dass ich es nicht mehr nach Hause schaffen würde, war klar.

«Macht es dir etwas aus?», fragte ich, als ich schon dabei war, unter die Decke zu kriechen.

«Bloß nicht sabbern.» Steph öffnete die Balkontür. Ein schwacher Nachtwind wehte vom Meer her, wie ein gerade noch spürbares Streicheln, angenehm, unangenehm.

«Was machst du morgen?», fragte ich.

«Ich dachte, du hast montags frei?»

## X

*«Ich hätte geschrien, aber dann fiel mir ein,  
wie wenig das je gebracht hatte.»*

Ich glaube, George freute sich, dass Steph dabei war. Er ließ ihn vorne bei mir sitzen und machte es sich in der Mitte der Rückbank bequem. Steph wusste von George nur, dass ich sein Auto wollte und Maja seine Tochter war. Den Rest behielt ich für mich. Zu George sagte ich lediglich: «Das ist mein bester Freund.» Mit ihm auf dem Beifahrersitz fühlte es sich an, als wäre mein Leben noch am Boden verankert, festgezurr in einer vertrauten Position.

Offensichtlich hatte es am frühen Morgen geregnet. Die Luft war kalt und es dauerte eine Weile, bis uns die Heizung des Volvos wärmte. Diese Zeit überbrückten wir mit einvernehmlichem Schweigen, zumindest bis Steph uns dabei unterbrach.

«Wer morgens zu viel spricht, hat den Rest des Tages nicht mehr viel zu sagen, was?» Vielleicht dachte er, es sei George gegenüber unhöflich, diese Wortkargheit. Ich hatte morgens keinen Bock auf Höflichkeiten.

«Woher kennen Sie beide sich überhaupt?», fragte George. Im Rückspiegel konnte ich sehen, wie er sich angestrengt nach vorne zwischen unsere Sitze lehnte. Steph zögerte. Ich verstand nicht wieso.



«Martinis», sagte ich. «Er macht die besten Martinis.»

«Aha», sagte George.

«Ich habe eine Bar», schaltete sich Steph nun ein. «Liv ist treuer Stammgast.»

«Ist es denn schwer, einen Martini zu machen?», fragte George.

«Nicht wirklich. Ich mache halt einfach die besten.» Die beiden lachten kurz, hielten ihr richtiges Lachen noch zurück.

«Sie wissen doch, was ein Martini ist, George?», fragte ich.

«Sicher. Ein Getränk», sagte er.

«Ein Getränk», wiederholte ich. «Oh George, es ist viel mehr als das.»

«Wie viel mehr kann es denn sein?», fragte er und lehnte sich wieder zurück.

Es hatte wieder angefangen zu regnen und das Geräusch der Scheibenwischer untermalte das Gespräch mit einem dumpfen Hin und Her. Ob Maja allein lebte? Vielleicht hatte sie einen Mann, vielleicht hatte sie selbst auch Kinder. Erwachsene Kinder. Wie widersprüchlich, dachte ich.

Mutter lebte allein, seit ich ausgezogen war. Anstatt von einer unglücklichen Beziehung in die nächste zu taumeln, entschied sie sich, allein zu bleiben. Sie war gut aussehend, aber fand nicht, dass sie gut aussah. Sie hätte es gebraucht, geliebt zu werden. Nicht nur von mir, sondern von jemandem, der nicht dazu geboren war, von jemandem, der sie für sich auswählte. Ich konnte mich an keinen einzigen Mann erinnern, obwohl es die sicher gab. Dabei hätte ich mich darüber gefreut, wäre erleichtert gewesen zu wissen, dass da noch jemand war. Dann hätten wir gemeinsam lachen können.

Ich schaltete das Radio ein und drückte stärker aufs Pedal.

Alex war immer gefahren, besonders die längeren Strecken. Obwohl George den Weg zu kennen schien, nahm Steph zwi- schendurch die Straßenkarte hervor. Auch das hatte Alex über- nommen, bei einem unserer zahlreichen Stopps, weil ich Hunger hatte, aufs Klo musste oder rauchen wollte.

Wir fuhren die Küste entlang, bevor die Straße breiter wurde, sich vom Meer abwandte und ins Landesinnere weiterführte. Ich lauschte dem Geräusch der Reifen auf dem nassen Asphalt, weißes Rauschen. Es schien alles andere in den Hintergrund zu rücken, auch die eine Zeile aus *Every You Every Me*. Oder Stephs Trom- meln mit seinen Fingern auf dem Oberschenkel. Georges unruhi- ges Nach-links-und-wieder-nach-rechts-Sehen, unter tiefem Seuf- zen. Meine Gedanken aber hörte ich wie immer laut und deutlich. Keiner sagt einem so was. Dass man eine Entscheidung fällt und dann noch eine und noch eine, dass diese aber nicht in einer Linie verlaufen, gerade nach vorne oder nach oben, sondern sich eher winden und in unförmigen Kreisen bewegen, wie wilde Tiere.

Auf dem Pannestreifen liegt ein toter Vogel. Jedenfalls hatte es mal Federn. Wer räumt eigentlich die überfahrenen Tiere weg? Wer überfährt sie? Hält niemand jemals an, um zu schauen, ob noch etwas zu retten ist? Um es würdevoll zu begraben, wie etwas, das mal einen Namen hatte? Alles, was keinen Namen hat, scheint auf diese Weise zu enden, zurückgelassen am Straßenrand.

Sie war verwirrt, nichts weiter als verwirrt.

«Liv», sagte Steph.

Ob es ihr schon besser geht? Letztes Mal waren es zwei Monate, diesmal schon mehr als drei. Die kümmern sich gut um sie, ganz

sicher. Vielleicht sollte ich umkehren.

«Liv», wiederholte er.

Ich kann ihr nicht helfen. Wieso kann ihr keiner helfen?

«Liv!»

«Was ist?», schrie ich zurück. Entschuldigend hob er beide Hände.

«Komm runter, alles gut. Wir müssen nur tanken.»

George und ich blieben im Wagen sitzen, während Steph sich um das Benzin und die Snacks kümmerte. Neben uns hielt ein Kleinbus, zwei Männer stiegen aus. Der eine ging in den Shop, der andere bediente die Zapfsäule. George räusperte sich.

«Maggie ist meine Schwester», sagte er. «Meine kleine Schwester.» Ich schaute weiter nach vorne. «Ja, das Leben. Die Suche nach der Kraft, es zu ertragen», fuhr er fort. «Mit einer Familie wird das auch nicht leichter.» Ich drehte mich zu ihm und wartete darauf, dass er weitersprach. George nahm seinen Hut und schaute darauf runter. Mich konnte er nicht ansehen.

«Sie war zu stur. Wieso musste sie bloß so unglaublich stur sein.»

«Was ist passiert?»

«Sie ... sie wollte nicht auf mich hören. Diese Leute, sie haben sie kaputtgemacht, ausgenommen und trotzdem ist sie bei ihnen geblieben, hat alles aufgegeben.» Seine Stimme begann zu brechen. «Für eine Idee, dieses Hirngespinnst von einem anderen Leben. Sie war regelrecht besessen davon.»

«Was waren das für Leute? Was hat sie getan?», fragte ich, nicht sicher, ob es mir zustand, diese Fragen zu stellen.

«Sie ist gegangen. Hat unsere Eltern bestohlen und ist gegangen. Zehn Jahre, zehn lange Jahre hat sie gebraucht, bis sie mir geschrieben hat. Sie hat mich gebeten, ihr zu verzeihen. Aber das konnte ich nicht.» Es war, als hätte sich ein Seil zwischen uns gespannt. Ich würde erst loslassen, wenn er losließ. «Jetzt denke ich darüber nach, ihr zu antworten.»

«Gütiger, ist der Sprit teuer hier.» riss Steph die Beifahrertür auf. «Ich hätte euch zwei auf mein Motorrad packen sollen, das wäre günstiger gewesen. Was ist?»

Die Galerie war nicht schwer zu finden. Nachdem ich aus dem Wagen gestiegen war, spürte ich ein seltsames, inneres Beben. George ging behutsam, aber zielstrebig auf die wenigen Stufen zu, während Steph vorausschritt und ihm die Tür aufhielt. Ich tat, als suchte ich etwas in meiner Handtasche, und lehnte mich gegen das Auto. Es war immer noch feucht, obwohl die Wolken sich verzogen hatten. Was soll's, dachte ich und folgte den beiden.

Als Erstes fiel mir der Geruch auf. Farbe, ja, aber nicht nur. Ich erinnerte mich an einen Raum voller Fenster und Sonne, Zeitung auf dem Holzboden, *Domino*.

Auch hier war es hell. Die Absätze meiner Stiefel klangen wohl laut, denn eine Frau unterbrach ihr Gespräch und kam auf uns zu. Sie trug einen schwarzen Bleistiftrock und eine beigefarbene Bluse mit blauen Schwalben darauf. Ihr braunes Haar hatte sie in einen strengen Dutt gelegt, roter Lippenstift auf ihrem schmalen Mund.

«Wie kann ich Ihnen helfen?», fragte sie.

«Ich suche Maja, meine Tochter, die Künstlerin.»

«Oh, wie schön. Freut mich, Sie kennenzulernen», sagte sie.

«Es tut mir leid, aber Maja ist nicht da.»

«Was soll das heißen? Es ist doch ihre Ausstellung? Das sind doch ihre Bilder?»

«Ja, das schon. Es sind ihre Bilder, aber sie ist nicht immer hier. Nur wenn Kaufinteressenten da sind und die Künstlerin gerne persönlich kennenlernen möchten.»

George schaute sie sprachlos an. Dann ging er zu der kleinen Bank, die ein paar Meter neben uns stand, und setzte sich. Steph und ich warfen uns hilflose Blicke zu.

«Vielleicht ist sie zu Hause. Ich könnte sie anrufen?», sagte die Dame.

«Danke», antwortete ich. «Sagen Sie ihr bitte, dass wir hier auf sie warten.»

Steph entschloss sich, ein wenig durch die Galerie zu spazieren, aber George saß immer noch da, also ging ich zu ihm. Er schaute geradeaus, auf ein Gemälde mit einem kleinen Jungen darauf.

«Ich dachte, sie wäre hier.»

«Wir werden sie finden, George. Sonst fahren wir zu ihr nach Hause und warten dort.»

«Sie sagte, ich soll in die Galerie kommen.»

Der kleine Junge auf dem Gemälde vor uns trug ein weißes Hemd, sein Haar war schwarz, seine Augen leicht verschlafen. Hinter ihm an der Wand lehnte ein großer Spiegel, auf dem zu erkennen war, dass der Knabe auf einem Schemel stand.

«Sie ist zu Hause, aber sie wird in fünfzehn Minuten hier sein», sagte die Angestellte, die nun mit uns gemeinsam das Bild betrachtete. «Es ist wundervoll, nicht wahr? Und diese Traurigkeit.» Sie blieb kurz bei uns stehen, dann ging sie zurück zum Empfang.

«Ich finde, Sie sollten es tun, ihr schreiben», sagte ich, als ich die Stille nicht mehr aushielt. «Haben Sie ihre Adresse?»

George nickte.

«Mein Neffe, nicht ihr Sohn, der meines Bruders, hat sie im Telefonbuch gefunden. Sie hat geheiratet.» Er machte wieder diesen Plopp-Laut mit dem Mund und drehte sich zu mir. «Wer weiß, vielleicht hat sie ja doch noch die Familie bekommen, nach der sie gesucht hat.» Ich wusste, wie es war, wenn jemand einfach ging, die Türe hinter sich schloss, die grüne Sporttasche in den Kofferraum des dunkelblauen Wagens legte und losfuhr. Ich wusste ganz genau, wie das war.

«Wissen Sie, George, ich habe mich oft gefragt, warum Menschen tun, was sie tun. Mittlerweile glaube ich, dass wir manchmal nicht anders können, als die falsche Entscheidung zu treffen.»

«Natürlich können wir anders. Man trägt auch Verantwortung für die Menschen, die einen lieben.»

«Vielleicht wollte Ihre Schwester nur wissen, wie ihr Leben hätte sein können?»

«Sie hatte ein gutes Leben», sagte er und putzte sich mit einem Stofftaschentuch die Nase.

«Das hat damit nichts zu tun», sagte ich. Wir betrachteten immer noch den Jungen, der oberste Knopf seines Hemdes fehlte, der Kragen war nicht glattgebügelt. «Was wollen Sie ihr den schreiben?» George stand auf und stellte sich vor das Bild.

«Es ist schon zu lange her. Sie würde den Brief wahrscheinlich gar nicht lesen, sondern ungeöffnet zurückschicken. Ich könnte sie verstehen.»

«Das denke ich nicht. Sie wartet sicher sehnlichst darauf, von

Ihnen zu hören.» Er kratzte sich am Ohr. «Was wollen Sie ihr sagen, George?»

«Dass es mir leidtut.»

«Papa? ... Olivia?»

«Maja, Liebes», sagte George, als sie auf uns zukam. Dann hielt er sie an beiden Unterarmen, gab ihr links und rechts einen Kuss auf die Wangen. Maja löste sich aus der liebevollen Begrüßung. «Ich hätte nur nicht gedacht, dass ich dich so schnell wiedersehe, Olivia.» Ihr Gesichtsausdruck war nicht nur freudig.

Mitleid?

«Ihr beide, zusammen, hier?», fragte sie.

Steph stand nun auch bei uns, schüttelte Maja kurz die Hand. Nicht genügend Zeit für mich, um mir eine normale Antwort zurechtzulegen.

«Das ist eine lange Geschichte, Liebes», sagte George.

Wir schauten gemeinsam die Bilder an und drehten eine Runde durch die Ausstellung. Die Gemälde sahen aus wie Fotos. Besser als Fotos. Wahrscheinlich malte sie deshalb.

George hatte sich bei Maja eingehakt, die beiden gingen von Porträt zu Porträt. Sie erzählte uns von all den Menschen, davon, warum sie sie gemalt hatte. Auch von dem kleinen Jungen, als wir am Ende wieder bei diesem Bild angekommen waren.

«Du hattest schon immer Probleme mit deinen Knöpfen», sagte Maja und streichelte George über den Rücken.

«Sind Sie das etwa?», fragte ich. «Ist das George?»

«Ja, das ist er», sagte sie. «Die Vorlage habe ich in Mamas Sachen gefunden. Ich musste ihn malen.»

Steph nickte anerkennend.

«Na, Sie haben ihn gut getroffen, würd ich sagen.»

«Sie waren ja mal ein richtig süßer Junge», sagte ich und stieß ihn in die Seite.

«Papperlapapp», meinte George. «Genug jetzt. Maja, Liebes, können wir zu dir fahren? Ich würde mich gerne ein wenig ausruhen.»

George war bei seiner Tochter eingestiegen. Wahrscheinlich redete sie ihm gerade die Sache mit dem Auto wieder aus.

Weder dieser Ort noch die Straße kamen mir bekannt vor. Ich folgte Maja, bis wir vor einem Haus anhielten.

An das Haus erinnerte ich mich sofort.

Es hatte zwei Stockwerke, stand zwischen zwei Buchen, rote Ziegel auf dem Dach, blaue Fensterläden. Ein Stück daneben ein Bächlein, abgetrennt durch einen Zaun. Der Holunder war in voller Blüte.

*Er hält die bösen Geister fern.*

Sie sah mich an, als sie ausstieg, wechselte ein paar Sätze mit den beiden Herren, aber ich hörte nicht zu. Maja öffnete die Haustür und ein Hund schwänzelte uns entgegen. Ein Golden Retriever, nahm ich an. Sie nannte ihn «Mozart».

Es schien niemand zu Hause zu sein. Maja nahm uns die Jacken ab und bat uns, die Schuhe anzubehalten. Zwei Paar Gummistiefel standen im Eingang, die einen größer und sauber.

Wir folgten ihr in die Wohnküche. Sie nannte es nicht so, aber es war eine. Mutter hatte sich das immer gewünscht und es unzählige Male beschrieben. *Eine geräumige Küche mit einem Tisch in der*

Mitte, einem Kamin in der Ecke und einem gemütlichen Sessel davor.

«Schick haben Sie es hier», sagte Steph. «Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mir den genauer ansehe?» Er zeigte auf den Ofen. Es war ein Ofen, was gab es da schon zu sehen?

«Nur zu», sagte sie. «Ohne den kann ich nicht mehr leben.» Beide lachten und ich fühlte mich wie Mozart, der neben George am Boden saß und gelassen die Zunge raushängen ließ. Steph drückte ein paar Knöpfe an dem Chromstahlteil, Maja und George sprachen über Angelegenheiten, die nur sie beide betrafen. Es dauerte eine Weile, bis sie mich ansprach.

«Ist es noch wie in deiner Erinnerung?»

«Ich bin mir nicht sicher», sagte ich.

«Du warst ja auch noch ganz klein, wahrscheinlich weißt du das alles gar nicht mehr. Erinnerst du dich überhaupt an mich? Entschuldige, ich wollte dich damals bei Edie nicht gleich überfallen.»

«Nein, nein, schon gut», sagte ich. «Ehrlich gesagt hatte ich ganz vergessen, dass ich schon mal hier war.»

«Es ist ja auch wirklich eine halbe Ewigkeit her.»

«Ich muss mich kurz hinlegen», sagte George, der sich vor Müdigkeit kaum noch aufrecht halten konnte.

«Komm, ich helfe dir, Papa. Und ihr setzt euch in den Garten, wenn ihr wollt. Ich bring euch gleich eine Kleinigkeit.» Steph musterte immer noch den blöden Ofen.

«Lass uns rausgehen, Mister. Ich schenk dir zu Weihnachten das Handbuch.»

«So was müsste man haben.» Steph setzte sich auf einen der Stühle und zündete sich eine Zigarette an.

«Ja, dieser Ofen wird dein Leben verändern.»

«Ich spreche nicht vom Ofen. Ich meine das hier. Sieh dich doch mal um?»

«Ich dachte immer, du liebst deine Bar. Und das Leben in der Stadt.»

«Ja schon, aber das hier wär auch nicht schlecht. Würdest du mich auch besuchen kommen, wenn ich dir keine Drinks mehr mache?»

«Damit hörst du hoffentlich niemals auf», sagte ich, verschränkte meine Arme und setzte mich auf den Stuhl neben ihm. Wir saßen unter einer Trauerweide, die auf die Veranda ragte. Dahinter breitete sich zum Waldrand hin ein großer Garten aus, kein anderes Haus war zu sehen.

«Im Ernst jetzt. Ich denke schon eine Weile darüber nach aufzuhören, mal was anderes zu tun.»

«Du kannst doch gar nicht leben ohne dein dunkles Loch voller Liebe». Das ist, als würde der Baum da sich losreißen und davonspazieren. Und Bäume können nicht gehen.»

«Ich bin kein Baum, Liv», sagte Steph. «Außerdem bist du auch gegangen.»

«Ja, aber nicht, weil ich wollte.»

«Und wie du wolltest, sonst wärst du längst wieder zurückgekommen.» Ich schaute runter. Zwischen uns verlief eine Ameisenstraße. Manche trugen Blattstücke, andere Tannennadeln. Wieder eine versuchte sich an einem Stück Apfel, das offensichtlich zu schwer war. Sie krabbelte etwas langsamer als die übrigen. «Wieso musst du dich eigentlich immer gleich in jeden verlieben?», fragte Steph.

«Hä? Was soll das jetzt? Spinnst du?»

«Ich bin vielleicht nicht gerade ein Experte, aber das heißt noch lange nicht, dass ich so was nicht erkenne, wenn ich es sehe. Geht mich natürlich nichts an.»

«Sprichst du etwa von Milo? Du hast sie doch nicht alle. Der Typ ist verrückt. Spielt sich auf wie der Obermacker. Von wegen verliebt.» Ich hasse ihn. Vielleicht hasse ich ihn.

«Wie gesagt, ist deine Sache.»

«So, meine Lieben.» Maja kam mit einem Tablett, darauf ein Krug und ein paar Gläser. Sie stellte es auf den Tisch und zog sich einen weiteren Stuhl heran, sodass wir alle in die gleiche Richtung schauten. Wieder einmal wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Mozart ließ sich genüsslich von Steph kraulen.

«Ich kann euch später noch den Rest des Hauses zeigen, wenn ihr wollt?», bot Maja an.

«Schon gut, das musst du nicht», sagte ich.

«Doch, doch, das mache ich gerne. Oben ist noch alles beim Alten.» Ich verstand nicht, warum das von Belang war, was Maja offensichtlich an meinem Ausdruck erkennen konnte. «Dein Zimmer war oben», sagte sie.

«Mein Zimmer?» Ich sah Steph an. «Ich verstehe nicht ...»

«Oh, warte, irgendwo habe ich noch Fotos», sagte sie und stand wieder auf. Ich dachte mir nichts weiter dabei. Schließlich waren Mutter und Maja mal befreundet gewesen. Steph zuckte mit den Schultern und schlürfte seinen Sirup. Wahrscheinlich hatten wir sie einfach besucht.

Als Maja wiederkam, hatte sie ein Foto in der Hand.

«Das ist mein Lieblingsbild», sagte sie. «Das Feenkostüm hat wunderbar geglitzert in der Sonne.»

Auf dem Foto hielt ich etwas, das aussah wie ein Zauberstab, und saß auf ihrem Schoß. Nicht auf Mutters, auf Majas. Hinter uns das Haus mit dem Holunder, auch damals in voller Blüte. Auf dem Foto waren nur sie und ich.

«Wie alt war ich da?»

«Zeig mal her», sagte Steph und nahm das Bild.

«Vier», sagte sie. «Noch nicht ganz vier, glaub ich.»

Da war Louis schon tot.

«Wer hat das gemacht?», fragte ich.

«Dein Vater», sagte sie und ich fühlte mich, als stünde ich in einem Lift, der zu schnell runterfuhr.

«Er war hier?»

«Ja. Er kam, um dich abzuholen. Es war ein wunderschöner Tag. Du durftest dein Kostüm anziehen und konntest kaum noch stillsitzen vor Freude.»

«Du meinst <uns>? Er wollte <uns> abholen. Mutter war doch auch da?» Maja nahm meine Hand.

«Zu der Zeit ging es deiner Mutter nicht so gut, Olivia.»

Mir auch nicht. Mein Bruder war gestorben, ich brauchte meine Mutter, nicht dich.

«Also war ich ganz alleine bei dir? Das kann nicht sein.»

Sie hätte mich nie alleine gelassen. Nicht bei Maja.

«Wie lange denn?», fragte ich.

«Sie hielt es für das Beste», sagte sie. «Ein paar Monate, vielleicht. Nur bis sie sich wieder gefangen hatte.»

Ich bin immer noch im freien Fall.

«Wir hatten eine schöne Zeit, Olivia. Trotz allem.» Steph reichte ihr das Foto, sie gab es weiter an mich. «Du kannst es behalten, wenn du willst.»

Ich behielt das Bild. Nicht weil er es gemacht hatte, sondern weil es ein Beweis dafür war, dass es auch glückliche Tage gegeben hatte. Tage in Kostümen, Tage, an denen ich meinen Vater anlächelte. Vielleicht zum letzten Mal. Tage, an denen ich vielleicht vergessen hatte, dass ein Teil von uns fehlte.

Mutter hatte bestimmt das Richtige getan.

Das Haus sahen wir uns nicht mehr an. Wir hätten noch Zeit gehabt, klar, aber ich wollte alles in schöner Erinnerung behalten. Maja machte uns Sandwiches und packte sie in Alufolie. Dann füllte sie noch etwas Wasser in eine Flasche, weckte George auf und machte ihm einen Kaffee. Wir setzten uns zu ihm, sein Haar war leicht zerzaust, Maja holte ihm einen Kamm. Das Licht der tief stehenden Sonne blendete, er kniff die Augen zusammen.

«Das war's dann, liebe Olivia», sagte er. «Bringen Sie mich noch heil nach Hause und dann gehört die gute Kiste Ihnen.»

«Wirklich?», fragte ich ungläubig. «Sie haben nicht noch weitere Friseur-, Massage- oder Arzttermine, zu denen ich Sie begleiten soll?»

«Sie sind mir eine», lachte er. «Ich glaube, es wird Zeit für mich, meiner guten Tochter nachzugeben. Sie hat recht, wissen Sie.» Er griff nach Majas Hand. «Ich kann mir ja nicht mal mehr richtig die Schuhe zubinden, oder glauben Sie, ich trage diese Pantoffeln, weil sie mir gefallen?»

«Ich find die cool», sagte Steph und hob seinen Daumen.

«Bestens. Dann lassen wir Sie gleich hier, oder?», scherzte ich.

«Wo denken Sie hin? Nein, ich habe noch einiges zu erledigen rund um das Haus, bevor ich mein Zeug packen kann.» Maja rollte mit den Augen.

«Also brauchen Sie doch noch Hilfe?»

«Hören Sie, Olivia. Ich denke, Sie brauchen etwas anderes als einen alten Mann, den Sie umherkutschieren müssen. Sie brauchen ein Auto, das Sie da hinbringt, wo Sie hinwollen, und das haben Sie jetzt. Sie haben es sich verdient.» Die Wahrheit war, ich würde George schrecklich vermissen. Die Tage mit ihm waren die allerbesten.

«Sie können immer auf ein Gläschen vorbeikommen, solange ich noch da bin», sagte er. «Machen Sie nicht den gleichen Fehler wie ich. Bleiben Sie nicht stehen, finden Sie raus, was die Welt zu bieten hat, solange der gute Schlitten noch fährt und Sie noch gut genug sehen.»

An die Rückfahrt erinnere ich mich kaum noch. Als wir in Edies Einfahrt bogen, war es bereits dunkel. Ich schaute aus dem Fenster, dachte daran, dass ich George noch nach Hause begleiten musste. Hoffentlich war die Wiese noch nicht nass vom Tau. Ich löste meinen Sicherheitsgurt. Im nächsten Moment riss Edie die Haustür auf und kam auf mich zugestürmt, barfuß, verschmiertes Make-up unter ihren Augen. Sie schrie, aber ich saß noch im Auto, konnte nicht verstehen, was sie sagte. Kaum war ich ausgestiegen, schubste sie mich von sich weg.

«Bist du bescheuert?»

«Du hast es geschafft, du kleine Hure!», schrie sie, ihre Stimme schwer vom Wein, der ihre Lippen violett gefärbt hatte. «Du

kleine Schlampe hast es doch tatsächlich geschafft.» Dann tauchte Milo hinter ihr auf.

«Wovon sprichst du? Hat sie was genommen?», fragte ich über ihre Schulter hinweg.

«Du denkst, du weißt alles, nicht wahr? Du kommst hier an, packst deine Armes-Mädchen-Nummer aus und tust, als könntest du kein Haar krümmen.» Sie setzte einen Finger auf meine Brust, schob mich wieder von sich weg. «Ich hätte es wissen müssen. Ich hätte dich niemals reinlassen dürfen, du bringst nur Ärger, du machst alles kaputt.»

Steph half George aus dem Wagen, während er zu uns rüberschaute. «Was ist denn hier los?», fragte er, aber Edie reagierte nicht.

«Ja, was ist dein Problem, Edie?», fragte ich.

«Du bist mein Problem! Er geht nur wegen dir, sie alle gehen immer wegen dir.»

«Wer geht? Wovon sprichst du, verdammt?»

«Na, er», sagte sie und zeigte auf Milo, während sie beinahe stolperte. Er sah nur zu, dachte sicher, daran wäre nichts Falsches.

«Ich verstehe nicht ...»

«Ja, genau. Nichts verstehst du. Er hat hingeschmissen, Olivia! Er hat spontan beschlossen zu gehen. Aber ich weiß, dass du dahintersteckst. Ich weiß, dass du ihn für dich haben willst, du Miststück.»

«Jetzt mal halblang», sagte Steph. George stand hinter ihm und war nicht weniger verstört als ich.

«Ja, genau», sagte sie. «Siehst du? Nicht mal deine eigene Mutter wollte dich haben. Wie konnte ich das vergessen.»

«Hör auf», sagte ich.

«Nein, nein, du verstehst nicht», redete sie weiter. «Zu seiner Tochter hat sie dich damals gebracht. Ich weiß es noch genau. Zur ollen, tollen Maja.»

«Ich weiß», sagte ich. «Na und?»

«Sie hat dich da hingbracht, weil sie dich nicht mehr wollte.»

«Bullshit, Edie.»

«Doch, doch. Sie hat dich bei Maja abgegeben, wie einen Sack alter Kleider», jetzt lachte sie. «Ihr Sohn war tot und da wollte sie dich auch nicht mehr.»

«Halt den Mund!» Ich machte einen Schritt auf sie zu.

«Oh, Olivia. Du hattest keine Ahnung. Wenn dich dein Vater nicht abgeholt hätte, wer weiß ... Vielleicht wäre sie dann noch gesund, vielleicht wären dann alle einfach happy.» Ein Knall, Edie fasste sich ans Gesicht. Steph dachte nicht daran, mich zurückzuhalten.

«Du warst nicht für sie da, du warst nie für sie da!», platzte es aus mir heraus.

«Ja, schlag nur zu, Kleine. Das bringt keinen der beiden wieder zurück.»

«Ich habe dir vertraut», sagte ich, meine Stimme zitterte.

«Nein, falsch, ich habe *dir* vertraut. Und du nimmst mir alles weg», sagte sie. Milo verschwand im Haus.

Sie stellte sich nahe vor mich hin, ich konnte ihren sauren Atem riechen. «Nachdem er dich zurückgebracht hatte, hat er nicht mal versucht, bei euch zu bleiben. Er konnte dein Gesicht nicht mehr ertragen, weißt du. Ja, genau, er ist wegen dir gegangen, Liv», flüsterte sie. «Er ist gegangen, weil du ausgesehen hast wie das Einzige, was ihm jemals etwas bedeutet hat.»



«Fick dich, Edie.»

«Pack deinen Krempel und hau ab. Hast du gehört? Ich will dich hier nie wieder sehen!»

George hatte recht, es war Zeit zu gehen. Ich verabschiedete mich von ihm, der mit der Situation restlos überfordert war, versank noch einmal in seinen eisblauen Augen. Dann brachte Steph ihn nach Hause. Während ich meine Sachen holte, stand Milo oben an der Treppe und schenkte mir nichts weiter als einen entschuldigenden Blick.

«Pussy», sagte ich und ließ die Tür hinter mir ins Schloss fallen. Die Schachtel meiner Mutter packte ich ebenfalls in den Kofferraum des Volvos. Edie sah ich nicht mehr und ich schaute auch nicht mehr zurück, als Steph und ich auf die Straße fuhren. Er sagte nichts zu dem, was eben geschehen war. Was hätte er auch sagen sollen? Tut mir leid, dass der letzte Mensch aus deiner Familie, dem du noch vertraut hast, dir das Herz gebrochen hat, dass dir all diese Scheiße passiert ist? Dass du selbst schuld bist?

«Ich frage an der Rezeption, ob sie noch ein Zimmer haben», sagte er, als wir beim Hotel angekommen waren.

«Nein, das musst du nicht. Ich bleibe nicht hier.»

«Wo willst du denn hin? Ich lass dich nicht wieder alleine gehen, Liv. Nicht nach dem Zirkus eben.»

«Zum Glück bin ich nicht darauf angewiesen, dass du mich lässt», sagte ich. Ich konnte das Rauschen des Meeres hören, das Brüllen der Möwen. «Ich bin frei, schon vergessen?»

«Überreden kann ich dich wohl nicht», sagte Steph und umarmte mich so fest wie nie zuvor. Es war das Einzige, das mich

davon abhielt, an Ort und Stelle auseinanderzufallen. Ich musste ihm versprechen, mich zu melden und auf mich aufzupassen. Mal wieder.

Er klopfte zweimal auf das Dach des Volvos und ließ mich ziehen.

Jean war nicht zu Hause, ich hinterließ ihm einen Zettel, legte ihn auf die Fußmatte und beschwerte ihn mit einem Stein. «Danke für alles und viel Glück.» Darunter notierte ich meine Telefonnummer, wobei ich nicht wusste, wann ich wieder zu Hause sein würde. Ich wollte nur noch weg, fuhr los, in irgendeine Richtung, raus aus dem beengenden Dorf, den grellen Lichtern, hinein in die schwarze Nacht. Kaum hatte ich den Ort hinter mir gelassen, drückte ich aufs Gaspedal und schrie.

Wie ein wildes Tier.

# XI

*«Halte nicht daran fest.  
Lass es dich durchdringen, aber halte  
nicht daran fest.»*

Zwei Stunden später war die Zigarettenschachtel leer und ich hatte solchen Durst, dass meine Zunge am Gaumen kleben blieb. Ich hielt bei einer Bar, gleich daneben das vergilbte Schild eines Motels. Die Kiste ließ ich im Auto.

«Schließen Sie das Fenster, wenn Sie schlafen», sagte der Typ an der Rezeption. Wer braucht schon Luft, dachte ich.

Die Kneipe begrüßte mich mit *She Bangs* von Ricky Martin und dem Charme einer umfangreichen Spirituosenauswahl. Ich setzte mich an den Tresen, ein paar Stühle weiter saßen zwei Kerle in Flanellhemden. In der Ecke ein Paar, das wohl ebenfalls auf der Durchreise war, und hinter mir eine Gruppe Jungs, die Billard spielte. Mehr hatte Mitternacht hier nicht zu bieten. Ich stellte meine Füße auf die kaum noch glänzende Stange unter mir. Wie immer war sie etwas zu tief, wie immer waren die Stühle etwas zu hoch, als hätten wir alle uns darauf geeinigt, es dabei zu belassen. Louis.

«Bourbon», sagte ich zum Barkeeper, «einen Doppelten», rief ich hinterher, als er die Flasche vom Regal nahm.

«Du bist nicht von hier, oder?», sagte er und stellte das Glas vor mich hin. Ich schaute mich demonstrativ in der Bar um.

«Was soll das heißen, ‹von hier›. Ist irgendjemand von hier?», fragte ich und leerte den Drink in drei großen Schlucken. Er schmeckte wie die Überreste eines Feuers.

«Wow, mieser Tag, was?», sagte er.

«Krieg ich noch einen?»

Er holte die Flasche.

«Natürlich, Madame. Aber Vorsicht, das Zeug ist nicht ohne.»

«Noch jemand mit ‹gut gemeinten› Ratschlägen.»

«Du hast keinen Bock zu reden, versteh ich.» Er legte sich lässig das Geschirrtuch über die Schulter und wollte gerade abhauen.

«Bock zu vögeln?», fragte ich.

Er lachte. Ich nicht. «Ich habe die Siebzehn. Klopf viermal, wenn du hier fertig bist.» Ich war nur Fleisch, nichts weiter als Fleisch. Damit konnte ich machen, was ich wollte.

Das Zimmer war mir egal. Das Bett war weich, zu weich vielleicht, und der Fernseher hatte dieses schreckliche Pfeifen, wenn man ihn einschaltete. Der Vorhang hing etwas schief, dafür war das Waschbecken sauber. Was machst du hier? Ich trug Lippenstift auf, legte mich auf die Seite zum Fenster hin und wartete auf das Klopfen.

Als ich die Tür öffnete, stand er da, lächelte nicht mehr. Kaum hatte ich ihn reingelassen, zog er sich die Hose runter und folgte mir aufs Bett. Ich wollte es, aber nicht auf die gleiche Weise wie sonst. Nicht mein Körper verlangte danach, sondern ich. Es schmerzte, als er in mich eindrang, ich brauchte den Schmerz.

Endlich fühlte sich auch mein Körper wie ich. Dann nahm ich seine Hand und legte sie um meinen Hals.

«Ey, das mach ich nicht», sagte er.

«Bitte», sagte ich, und er drückte bereitwillig zu.

Irgendwann war er auf mir. Sein Gewicht presste mich in die Matratze, alles wurde immer enger. Er stöhnte, ich rang nach Luft.

Nachdem er gekommen war, legte er sich auf den Rücken und sagte: «Das war gut.» Ich bat ihn zu gehen.

Immer noch konnte ich nicht daran denken, zu schlafen.

∧

Die blaue Stunde, wenn der Himmel schon wach ist, aber die Sonne noch schläft. Ich setzte mich ins Auto, klappte die Blende runter und betrachtete mich im Spiegel. Auf meinem rechten Auge war ein kleiner Blutfleck. Ich erinnerte mich an den Tag, als ich mit Alex im Freibad war. Wir hatten Spaß, spielten, drückten einander unter Wasser. Einmal musste ich husten, wehrte mich, als er sich auf meine Schultern stützte und mir mit einer Hand die Nase zuhielt. Er sah nicht, dass auch mein Mund unter Wasser war. Das konnte er nicht sehen. Ich weiß nicht, warum ich nicht nachgegeben habe, warum ich nicht unter ihm weggetaucht bin. Stattdessen strampelte ich in Panik, bis er mich endlich losließ.

Damals hatte ich den gleichen Fleck.

Ich startete den Motor und fuhr los. Meinen linken Arm streckte ich aus dem Fenster, versuchte immer wieder, die vorbeifahrenden Autos zu berühren. Einmal erwischte ich eines beinahe mit

den Fingerkuppen, dann zog ich die Hand zurück. Ich dachte an Indigo, diesen bescheuerten Kampf, von dem sie gesprochen hatte. Es gab keinen Kampf. Keiner war da, um zu kämpfen, das wollte ich auch gar nicht mehr. Ich hätte sie gerne gefragt, was ich nun tun sollte. Vielleicht hätte sie darauf eine Antwort gewusst.

«Was soll ich jetzt tun, Indigo? Was!», sagte ich laut vor mich hin.

Was tut man, wenn der eigene Bruder plötzlich tot ist? Was tut man, wenn der Vater abhaut, weil er dich nicht mehr erträgt? Das Gesicht seiner Tochter nicht mehr sehen will? Was tut man, wenn man von allen belogen wird? Was, verdammt noch mal, soll ich jetzt tun, Indigo?

Ich riss am Steuerrad und fuhr auf eine Nebenstraße. Bis ans Ende dieses Weges, dachte ich. Die Straße führte mich zu einer kleinen Bucht. Ich stieg aus und folgte dem Tosen des Meeres über die Sanddüne hinunter bis an den Strand. Außer mir war keiner da. Die Wellen schwappten knisternd bis unter meine Sohlen. Eine Weile sah ich den Schaumkronen zu, wie sie über die See glitten und sich eine nach der anderen auflösten. Ich stieg aus den Stiefeln und ließ meine Füße in den Sand sinken. Dann ging ich langsam auf das Wasser zu, bis es mir bis zu den Knien stand. Ich ging weiter, der Grund fiel steil ab, nun stand es mir bis zum Bauchnabel, bis unter die Brust. Ich ließ mich hineinfallen.

Und erst da, als die Wellen mich gleichgültig in sich aufnahmen, mir dir Tränen aus dem Gesicht wuschen, konnte ich weinen. Es fühlte sich an, als würde die Trauer jeden einzelnen meiner Muskeln und Knochen zerreißen. Sie krümmte mich, warf mich umher, umgab mich von allen Seiten. Ich ließ mich treiben,

schluchzte und heulte, als läge ich in den Armen meiner Mutter. Ich wollte darin versinken und nie mehr auftauchen. Loslassen und untergehen. Einfach untergehen.

Doch die Wellen trugen mich zurück an den Strand. Sie legten mich sanft ans Ufer, wie alles andere, das nicht für den Ozean bestimmt war.

Ich schaute zu, wie sich die Sonne langsam aus dem Wasser hob, wieder und wieder ihre Farbe änderte, bevor ihr sattes Gelb einen goldenen Schleier über die Wellen legte. Mein Herz versuchte nicht mehr, aus meiner Brust zu springen, meine Hände hatten aufgehört zu zittern.

Ich ging zum Wagen und zog ein trockenes Kleid an; das andere ließ ich auf dem Parkplatz liegen.

Dieses Mal wusste ich genau, wohin ich wollte.

∧

Weil niemand zu sehen war, klopfte ich an die Scheibe. Kurz dachte ich daran, in den Garten zu gehen und dort nach ihr zu suchen. Dann kam doch jemand und öffnete das kleine Fenster.

«Silvia, richtig?», fragte ich. «Ich würde gerne zu meiner Mutter.»

«Entschuldigung, Olivia», sagte sie und schaute mich an auf eine Weise, wie sie es noch nie getan hatte. «Ihre Mutter ist nicht da.»

«Was soll das heißen?»

Sie hat es getan.

«Sie wurde schon vor ein paar Wochen entlassen. Hat sie Ihnen das nicht gesagt?»

«Nein, hat sie nicht.» Ich ging, ohne mich zu verabschieden.

AV

Die Stufen vor dem Haus sahen aus, als wären sie eben noch gewischt worden. Keine Blätter, kein von Schuhen angeschleppter Dreck oder allmählich gewachsenes Moos, als hätte man sie erst vor wenigen Tagen gegossen. Die Nachmittagssonne kratzte auf meiner Haut. Ich suchte Abkühlung im Schatten unter dem Vordach, legte meine Tasche auf den obersten Tritt, setzte mich auf den zweiten und begann, mit den Kieselsteinen des Gehwegs kleine Kreise zu zeichnen. Von meinem Platz aus konnte ich fast die ganze Straße entlang in beide Richtungen sehen. Die Häuser und Vorgärten, wie sie sich brav aneinanderreiheten, still um Aufmerksamkeit konkurrierend, still beobachtend, still. Neue Fenster mit grasgrünen Fensterläden. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, eine alte Plastikrutsche, das einst satte Rot zu mattem Rosa verblichen. Das Rascheln des großen Ahorns verriet den Wind, der wie ein rastloser Streuner hin und her zog.

Unser Haus war erst vor zehn Jahren renoviert worden, in dem Frühling, nachdem ich ihr gesagt hatte, dass ich ausziehen will. Der grässliche Hochflorteppich musste weichen, nur in ihrem Schlafzimmer nicht.

«Wo soll ich mich denn morgens draufstellen?», hatte sie mich gefragt. Ich war froh, dass sie nicht mehr in der Klinik sein musste, dass sie nicht mehr alleine in dem großen Zimmer mit

dem Linoleumboden saß, ohne Teppich, auf dem schmalen Bett, ihre Zeichnungen aus der Therapie an der Wand. Gute-Besserung-Karten hatte sie lange nicht mehr bekommen. Die Leute hatten sich daran gewöhnt, dass sie immer wieder für eine Zeit verschwand. Ich wollte nicht aufhören, daran zu glauben, dass sie es irgendwann schaffen würde, draußen zu bleiben. Vielleicht, jetzt, ja, vielleicht schaffte sie es jetzt.

Ich hatte den Schlüssel nicht dabei und mich gerade entschlossen, in meine Wohnung zu fahren und danach zu suchen, als sie plötzlich vor mir stand.

«Oh, Livi», sagte sie, als sie mich entdeckte. Sie schloss das kleine Gartentor hinter sich und kam auf mich zu. Sie hatte sich die Haare hochgesteckt. Vorsichtig stellte sie die Einkaufstaschen ab und setzte sich zu mir. Wir schauten einander an. Die Augenringe waren noch zu sehen, aber sie roch nach frischer Wäsche, dieser wunderbare, unnatürliche Duft, der besser riecht als alles andere.

Ich spürte die Tränen auf meinen Wangen.

«Was ist passiert? Was hat sie dir angetan?», fragte Mutter.

«Nichts», sagte ich.

«Wieso weinst du, Livi?»

«Welche Farbe hatten seine Augen?», fragte ich. Sie wusste, dass ich Louis meinte. Ich legte meinen Kopf an ihre Schulter, sie streichelte ruhig über mein Haar. Wieder würde sie nichts sagen.

«Sie waren noch blau.»

Ich weiß. Ich habe es immer gewusst.

«Ich würde sie so gerne noch mal sehen, nur ein einziges Mal», schluchzte ich.

«Du warst zu klein und ich war unendlich dankbar, dass du das alles nicht verstanden hast.»

«Doch, das habe ich», sagte ich und suchte ihren Blick. «Ich habe es am ganzen Körper gefühlt, als er weg war. Ich fühle es immer noch.»

«Oh, Livi. Es tut mir so leid.»

Wir weinten zusammen, um die Vergangenheit, um jeden Streit, den wir hatten, jeden verlorenen Tag. Um Louis.

«Ich hätte nichts tun können, niemand hätte etwas tun können», sagte sie. «Ich hatte gar keine Zeit, ihn richtig kennenzulernen, da war er schon wieder weg. Ich ... ich ...» Sie hielt ihre Hände nach vorne mit den Handflächen nach oben, als würde sie etwas halten. Aber da war nichts. «Dieser kleine, perfekte Junge ist in mir gewachsen, er war ein Teil von mir und – und als Louis da war ... es war ein solches Wunder. Wir waren glücklich.» Sie lachte und weinte gleichzeitig. Nie zuvor hatte ich gehört, wie sie seinen Namen sagte. «Ich habe nichts getan, das habe ich deinem Vater immer wieder gesagt. Er hat mir nicht geglaubt. Ich habe deinen Bruder aus der Wiege gehoben, als er aufgehört hatte zu atmen. Habe den Notarzt gerufen, während ich meinen toten Sohn im Arm hielt. Er war nicht da. Dein Vater war nie da.» Sie legte ihren Kopf auf meinen Schoß und schlang ihre Arme um meine Oberschenkel. «Ich habe nichts getan, Livi. Ich habe nichts Falsches getan.» Ich würde sie halten, bis sie aufgehört hatte zu weinen. Ich würde sie halten, wie sie es immer bei mir getan hatte.

Auf der anderen Straßenseite kletterte ein Mädchen die Plastikrutsche hoch. Als es oben stand, winkte es mir zu, dann ließ

es sich runterschliddern und kletterte gleich noch einmal hoch.

Ich schaute auf die Straße, wo er sein Auto hingestellt hatte. Er hatte uns gesehen und wir ihn. Trotzdem stieg er ein. Trotzdem fuhr er weg.

«Hast du mich deswegen weggebracht?»

Mutter klammerte sich fester an mich.

«Weggebracht? Ich ... du kannst dir nicht vorstellen, was es heißt, Mutter zu sein, Livi. Ich konnte nicht mehr atmen, ich konnte nicht mehr schlafen, schaffte es nicht mehr, den Wasserhahn auf- oder zuzudrehen. Ich hatte solche Angst um dich, dass ich fast daran erstickt wäre.» Sie richtete sich auf. «Und dein Vater ... all diese Vorwürfe, diese Trauer, die er mit sich rumtrug. Louis war auch mein Sohn. Ich habe ihn zur Welt gebracht, er war nicht einmal dabei. Maja war der einzige Mensch, dem ich damals vertraut habe, und sie hat gut auf dich aufgepasst. Ich hätte dich schon zurückgeholt, aber er wollte nicht mehr warten. Er war nicht einverstanden damit, sagte, ich sei eine schlechte Mutter. Er war auch kein guter Vater, das kannst du mir glauben. Er hatte auch seine Schwierigkeiten.» Endlich sprach sie und ich hörte zu. «Ich war froh, als er weg war und ich nicht auch noch dabei zusehen musste, was es heißt, ein Kind zu verlieren.»

Aber ich war noch da und ich hätte euch beide gebraucht.

«Du warst eine gute Mutter.»

Ich versuchte mir vorzustellen, wie es gewesen wäre, das alles nicht allein ertragen zu müssen.

«Ich war bei Maja», sagte ich. «Sie hat mir ein Foto mitgegeben.» Ich kramte es aus meiner Tasche.

«Ach, ja. Dieses Kostüm. Der Glitzer war im ganzen Haus

verteilt. Er hatte es dir gekauft, weil du gelernt hattest, deinen eigenen Namen zu schreiben.» Sie lächelte.

Dann, plötzlich, konnte ich zusehen, wie sich das kleine Fenster, das sie für mich geöffnet hatte, wieder verschloss. Das Lächeln und die Tränen verschwanden.

Sie stand auf, nahm ihre Einkaufstaschen und sagte: «Ich hoffe, es regnet heute Nacht. Dann muss ich morgen früh die Blumen nicht gießen.»

AV

Als ich die Tür zu meinem Studio aufschloss, war es, als würde ich die Wohnung einer Fremden betreten. Alles war zwar noch an seinem Platz, aber es fühlte sich an wie eine schlechte Kopie, eine kleinere Version. Erst ein kühles Glas Wein und *Season of the Witch* holten mich zurück.

Ich zündete ein paar Kerzen an, ritzte «Louis» in den Ärmel meiner Lederjacke und tanzte alleine in meinen achtundzwanzigsten Geburtstag, den eklig süßen Chardonnay in der einen, eine Zigarette in der anderen Hand. Ich war noch nicht fertig. Ich fing gerade erst an. Happy Birthday, Baby!

Am nächsten Morgen saß ich auf der Toilette und sah durch die offene Tür, wie das rote Licht meines Anrufbeantworters blinkte. Ich wusch mir die Hände und drückte auf den Knopf. Es war Jean. Er bedankte sich für den Zettel und hinterließ seine Nummer. Ich schrieb sie in mein Notizbuch und betrachtete das Weinglas, das noch halb voll auf dem Tisch stand. Es war voller fettiger

Fingerabdrücke. Wie konnte ich diese Wohnung am schnellsten loswerden? Wo sollte ich überhaupt mit meinem ganzen Zeug hin? Ich ließ den Blick einmal durch den Raum gleiten. Hängen blieb er nur an dem verrückten Bild und an meinen Platten.

Nachdem ich meine Klamotten gewaschen und zum Trocknen aufgehängt hatte, entschied ich mich, in die Stadt zu fahren, um zu feiern. Ich ging in den Park, zum Springbrunnen, und warf eine Münze hinein. Danach schaute ich in die Baumkronen und versuchte, einen flachen Stein über den See hüpfen zu lassen. Aber am besten gefiel mir der große, glänzende Ballon, den ich mir kaufte. Es war Arielle, die kleine Meerjungfrau.

Steph schüttelte nur den Kopf, als ich damit in der Bar auftauchte.

«Schau mal an, wer sich die Ehre gibt. Alles Gute zum Geburtstag, du verrücktes Huhn.»

«Hatte noch was zu erledigen. Außerdem dachte ich, du würdest mir vielleicht ein leckeres Geburtstagsessen zaubern.»

«Du hast also ausnahmsweise mal gedacht, Schätzchen. Komm, setz dich, nicht dass euch zwei Nixen die Luft ausgeht.»

Dafür liebte ich ihn. Für diese Augenblicke, die so voll und frei von Blödsinn waren. «Dann bist du jetzt zurück, oder wie sieht's aus?» Er kaute auf einem Zahnstocher rum.

«Nur vorübergehend, um meine Zelte ordentlich abzubrechen. Bleiben werde ich nicht.»

«Das hatte ich mir schon gedacht. Lass mich dir wenigstens etwas mitgeben, wenn du schon die Fliege machst.» Er ging kurz nach oben in seine Wohnung und kam mit einem Geschenk wieder, eine blaue Schleife darum.

«Na los, mach auf. Ist ja nicht zum Anglotzen da.»

Ich zog das Paket zu mir und knöpfte die Schleife vorsichtig auf. Beim Papier packte mich die Ungeduld. «Ich wusste nicht, ob ich dich noch sehen würde», sagte er.

«Ist das –?»

«Eine Kamera», sagte Steph und nahm sie aus der Schachtel. «Kannst du doch bestimmt gebrauchen.»

«Bist du bescheuert? So was ist wahnsinnig teuer», sagte ich.

«Wenn ich schon nicht mitkommen kann, will ich wenigstens ein paar Fotos sehen, wenn du wieder zurück bist. Den ersten Film habe ich eingelegt, aber lies bitte die Bedienungsanleitung.»

«Mach ich. Und du mach dich gefasst auf Schnappschüsse, die du gar nicht sehen willst», lachte ich.

Ich bot ihm an, die kleine Meerjungfrau zu behalten, aber er fand, sie gehöre nicht in eine Bar. Wir sagten zum letzten Mal Adieu und ich weinte auf dem Weg nach Hause. Den Rest des Nachmittags verbrachte ich damit, ein Wohnungsinserat aufzugeben. Abends wollte Mutter mich ausführen, aber mir war nicht danach. Ich bestellte uns Hackbraten mit Kartoffelbrei und wir aßen ihn gemeinsam am Tisch. Sie hatte weiße Rosen mitgebracht. Wir stellten sie in meine einzige Vase und platzierten sie zwischen uns. Es ging ihr besser, dank der neuen Medikamente. Sie erzählte mir, dass sie sich schon lange nicht mehr so gut gefühlt hätte.

«Jeden Tag stehe ich um die gleiche Zeit auf, mache mich zurecht und gehe in den Blumenladen.» Marie hätte sich schnell daran gewöhnt, dass sie wieder da war. Und umdekorierte wollte sie. Vielleicht die Wände neu streichen. Dann fragte sie: «Du hast

doch nicht vor, nach ihm zu suchen?», noch bevor wir mit dem Essen fertig waren.

«Weißt du denn, wo er ist?», fragte ich.

Sie stocherte auf ihrem Teller rum, trank einen Schluck Wasser und räusperte sich.

«Livi, ich halte das für keine gute Idee. Du solltest dich jetzt auf dich konzentrieren und nicht deinem Vater hinterherjagen.»

«Hinterherjagen?»

«Er hat sich entschieden zu gehen und nie zurückgeblickt.» Sie legte das Besteck hin. Ich konnte sehen, wie sie krampfhaft versuchte, einem Streit zu entgehen.

«Ich habe nicht gesagt, dass ich nach ihm suchen werde. Du hast davon angefangen.»

«Weil ich Angst habe, dass du einen Fehler machst, Livi. In der Vergangenheit zu wühlen bringt nichts Gutes.»

«Vielleicht nicht.» Wenigstens die Wahrheit.

«Bitte tu es nicht.»

«Wieso? Für dich? *Dein* Vater war für dich da. Du weißt nicht, wie das ist. Die Hälfte von mir wird für mich immer ein Rätsel bleiben.»

«Ich kann dir alles sagen, was du über ihn wissen musst. Er war kein guter Vater, glaub mir. Er hat uns verlassen. Er hat auch dich verlassen.» Sie faltete die Serviette und tupfte sich eine Träne weg, die ich nicht sehen konnte.

«Wie gesagt, ich weiß nicht, ob ich nach ihm suchen werde.» *Erst wenn du dich selbst nicht mehr erkennst, weißt du, wer du wirklich bist.* Das waren deine Worte, Mutter. Und ich bin bereit, mich zu vergessen.



«Natürlich wirst du. Du wusstest noch nie, wann genug ist.»

AV

Es meldeten sich gleich ein paar Interessenten auf das Inserat. Die meisten davon waren mir schon am Telefon unheimlich, wobei mir das eigentlich egal sein konnte. Zuerst zeigte ich einem Öko-Paar das Studio, aber der Kebabladen im Erdgeschoß nebenan störte sie. Dann kam ein Typ, der seine Gitarre gleich mitbrachte. Er erzählte mir, er sei ein großer Fan von Big Star. Power Pop konnte ich nicht ausstehen. Das war also keine Option.

Dann kam Anna.

«Was studierst du denn?», fragte ich, als sie an mir vorbeiging, um sich in die Mitte des Raums zu stellen.

«Jura, eigentlich», sagte sie.

«Wieso eigentlich?»

«Bin mir noch nicht sicher. Bis jetzt ist es ziemlich langweilig.»

Ich nickte, als wüsste ich, wovon sie sprach.

Sie sah aus wie eines jener Mädchen, das niemals mit verkniterten Klamotten das Haus verlassen würde. Das sich nie um ihr Mittagessen zu sorgen brauchte. Ihr blondes Haar hing seidig und leblos an ihrem Gesicht runter und sie trug eines dieser bunten Armbänder am Handgelenk, irgendein Beste-Freundinnen-Ding, nahm ich an. Wenigstens kein Klebetattoo.

«Wirklich coole Bude. Hast du die selbst eingerichtet?»

«Jup.»

Wer denn sonst?

Sie schob den Vorhang ein wenig zur Seite.

«Hast du denn einen Job, oder wie willst du das mit der Miete machen?», fragte ich.

«Ich habe was an den Wochenenden. Es ist nur Kellnern, aber eigentlich ganz okay.»

«Cool», sagte ich.

Nur Kellnern.

«Wie sind die Nachbarn denn so?»

«Die sind ganz nett. Ich hab nicht viel mit denen zu tun, ehrlich gesagt. Ist ja auch nicht schlecht.»

«Ach so», sagte sie, als hätte sie gerade etwas über mich erfahren. Wahrscheinlich hatte sie Geschwister, mindestens eine große Schwester, die ihr manchmal die Haare glättete. Vielleicht auch heute. Ungefähr neunzehn, dachte ich, älter konnte sie nicht sein. Ihre Fingernägel hatten keine weißen Flecken, waren gefeilt und mit durchsichtigem Nagellack lackiert.

«Wahnsinn.» Jetzt stand sie vor meinem Regal. «Ich wollte schon immer einen Plattenspieler.»

«Der gehört leider nicht zur Wohnung», sagte ich. «Die Möbel und den ganzen Rest kannst du behalten.»

«Echt jetzt?»

«Ich brauch das Zeug nicht mehr. Hat eh nie wirklich mir gehört. Nur das Bild, das nehme ich mit.»

«Was soll das sein?», fragte sie und schaute es mit kleinen Augen an.

«Keine Ahnung, ich mag's irgendwie.»

«Versteh ich. Hat ein bisschen was von Kandinsky.»

Wenn du das sagst.

Sie war Single, masturbierte bestimmt nur unter der Decke.

Vielleicht hatte sie auch einen Freund, mit dem sie manchmal ins Kino ging, wo sie sich verdorben fühlte, wenn sie während des Films knutschten, natürlich mit Zunge. Bestimmt war Schokolade ihre einzige andere Sünde. Das mit dem Rauchen und Trinken hatte sie noch nicht raus. Dafür war ihre Haut zu rein und das Weiß ihrer Augen zu klar. Sie musste noch nie jemandem vergeben. Sie hatte noch das starke Bedürfnis, jemand anders zu sein. Sie wusste nicht, wie man die Waschmaschine bediente.

Ich versprach Anna, dass ich ihr die Knöpfe noch erklären würde.

«Die ganze Vertragssache regelt die Vermieterin, damit habe ich nichts zu tun. Aber wenn alles passt, könntest du nächste Woche hier einziehen. Bin schon am Packen, wie du siehst.»

«Was hast du denn vor?», fragte sie. Das ging sie nichts an, aber ich mochte sie, also sollte sie es erfahren.

Ich schloss die Tür hinter ihr und machte mit meiner neuen Kamera ein paar letzte Fotos der Wohnung. Wenige Tage später zog Anna ein. Ich half ihr, die Kisten voller Bücher hochzutragen, und versuchte, die Zimmerpflanze, die sie von ihrer Schwester bekommen hatte, im engen Treppenhaus nicht zu knicken. Dann standen sie nebeneinander, unsere Sachen. Sie hatte kaum mehr als ich. Schließlich kratzte ich das Etikett, auf dem mein Name stand, vom Klingelschild.

So machte man das also. Tauschte ein Leben gegen ein anderes.

AV

Das Bild legte ich auf die Rückbank und schnallte es fest. Ich hatte es in Zeitung gewickelt, das musste reichen. Der Koffer und zwei randvolle Kisten füllten den Kofferraum. Mutters Tagebuch hatte ich ihr, zusammen mit dem restlichen Inhalt der Schachtel, auf der ihr Name stand, zurückgegeben. Ich hatte nicht vor, ihr zu sagen, dass es da drin war. Die Kette aber hatte ich behalten. Auf dem Beifahrersitz platzierte ich die Straßenkarte, die Tasche mit meinem Notizbuch und die Kamera.

Ich hätte nicht gehen müssen. Nein, ich hätte mir eine neue Wohnung, einen neuen Job und einen neuen Typen suchen können. Weitermachen. Immer weiter. Noch mehr Tage im Park, noch mehr Hackbraten, noch mehr durchzechte Nächte, noch mehr Aspirin. Vielleicht noch mehr Besuche in der Klinik, vielleicht auch nicht. Und dann, was? Es hätte keinen gekümmert. Außer mich. Ich sah mich um und wusste, dieser Ort würde schon bald vergessen haben, dass ich jemals hier gewesen war.

George hatte mal gesagt, die Welt versuche uns zu brechen, und das Geheimnis des Glücks bestehe darin, nicht nachzugeben. Ich war kein Fan solcher Kalendersprüche, aber als ich in meinem rostroten Volvo mit dem Wenigen, das ich bei mir haben wollte, die Straße vor meiner ehemaligen Wohnung runterfuhr und durch meine verkratzte Sonnenbrille aus dem Fenster sah, war es das Einzige, was mich davon abhielt, umzukehren. Ich schob eine Kassette ins Laufwerk und spulte zu *Hand in My Pocket*.

Damals, am See, hatte George auch gesagt: «Wir lassen zurück, was unser Herz nicht länger aushält.» Vielleicht wollte er sagen, dass das Fortgehen manchmal einfacher ist als das Bleiben. Nicht

weil wir nicht bleiben wollen, nicht weil es nichts mehr gibt, das uns zurückhält, uns etwas bedeutet. Nein, wir gehen, um das, was uns wichtig ist, nicht endgültig zu zerstören.

Alles, was ich in diesem Moment wusste, war, dass, egal wie weit ich kommen würde, egal wohin mich diese Reise führen würde, ich nur zurückschauen konnte, wenn ich endlich den Mut hatte, mich vorwärtszubewegen.

### *Songs im Buch*

*Time Has Told Me* – Nick Drake  
*Harvest Moon* – Neil Young  
*Cinnamon Girl* – Neil Young  
*Hey Hey, My My* – Neil Young  
*Old Man* – Neil Young  
*Hazy Jane II* – Nick Drake  
*Hurdy Gurdy Man* – Donovan  
*Better Days* – Graham Nash  
*Saturday Sun* – Nick Drake  
*Maggie May* – Rod Stewart  
*Dry the Rain* – The Beta Band  
*...Baby One More Time* – Britney Spears  
*Blue Moon* – Sam Cooke  
*Every You Every Me* – Placebo  
*Domino* – Van Morrison  
*She Bangs* – Ricky Martin  
*Season of the Witch* – Donovan  
*Hand in My Pocket* – Alanis Morissette

## *Danksagungen*

Zurück bleibt grenzenlose Dankbarkeit.

Für Katrin Sutter und Paula Fricke vom Arisverlag

Für Viktoria Horn

Für Lynn Grevenitz

Eure Geduld, euer Vertrauen und bedingungsloser Einsatz haben mich stets motiviert, noch härter zu arbeiten – ich kann nur sagen: Danke für alles.

Für Franziska Schläpfer

Für Seraina Kobler

Für Dana Grigorcea

Für Martina Caluori

Vier Frauen, die die Welt regieren könnten.

Für Stine Wetzel, Andreas Iseli, Alfred Steinbach und Khe Rubin, die Schreibgruppe, die jede Version und jeden Entwurf mit unermüdlichem Wohlwollen gelesen hat. Ihr seid die Besten.

Für meine Eltern, Reto und Ursula, die mir stets eine Zuflucht zum Schreiben, ein offenes Ohr und die leckerste Bündner Hausmannskost geboten haben.

Fürs Kafi Freud, den besten Hafermilch-Cappuccino in ganz Zürich und das verlässliche Lächeln am Morgen, die mir den Endspurt dieses Projekts versüßt haben.

Für Cilli und Steffi.

Für Iza, Michelle und Jolana.

Für Sandro und den roségoldenen Kugelschreiber, mit dem alles begonnen hat.

Für Christian. Deine grenzenlose Unterstützung bedeutet mir mehr, als ich je in Worte fassen könnte.

Für Pierina, die mich zuverlässig vom Schreiben ablenkt. Dein größtes Herz für immer in meinem.

Und für dich, Luca, der nie aufgehört hat zu sagen: «Du schaffst das.»



© Oceana Galmarini

Lea Catrina ist Autorin und Texterin. Sie hat Multimedia Production in Chur sowie Literarisches Schreiben in Zürich studiert. Zudem ist sie seit 2019 Mitglied des Literaturkollektivs «Jetzt». Catrina ist in Flims aufgewachsen, lebt heute in Zürich und verbringt einen Teil des Jahres in der San Francisco Bay Area.

[www.leacatrina.com](http://www.leacatrina.com)

Instagram: [@lea.catrina](https://www.instagram.com/lea.catrina)



*Lea Catrina und Martina Caluori*

**ÖPADIA – A NOVELLA US GRAUBÜNDA**

—  
ISBN: 978-3-907238-16-5  
—

Eine ältere Dame in einem Bündner Dorf erscheint als engagiertes, angepasstes Gemeindemitglied. Doch dort, wo keiner hinsieht, entdeckt sie durch zwei freche Buben, die ihr und dem Rest des Dorfes Streiche spielen, wieder, wie viel Spass das Leben machen kann und welche ungeahnten Abenteuer noch vor ihr liegen.

**Erhältlich überall im Buchhandel ab Oktober 2021**

**Vorbestellungen auf [info@arisverlag.ch](mailto:info@arisverlag.ch)**



*Patrizia Hausheer & Vanessa Sonder*

**WAS SOLL DAS ALLES – BARGESPRÄCHE ZWEIER  
PHILOSOPHINNEN**

—

ISBN: 978-3-9524924-0-6

—

Zwei Freundinnen treffen sich regelmäßig in Bars. Was die Mitt-dreißigerinnen umtreibt, ist das Leben in all seinen Facetten. Der Wein fließt und so ihre Gespräche. Dem Alltag der Philosophinnen entsprungen, bewegen sie sich von einer Lebensfrage zur nächsten – was ist aus Sehnsüchten, Träumen und Hoffnungen geworden? Schreiben wir Selbstverwirklichung zu groß? Wo erfährt man sich als Mensch? Im Rausch? In der Liebe? Im Sex? Was wollen wir? Mal abgeklärt, dann wieder hoffnungsvoll, persönlich, tief philosophisch, aber auch ungemein lebensnah – Was soll das alles basiert auf tatsächlich geführten Bargesprächen zwischen den beiden gut befreundeten Frauen und besticht durch seine Authentizität und Intimität.

*Daniel Sonder*

**DER SCHÖNSCHREIBER**

—

Roman

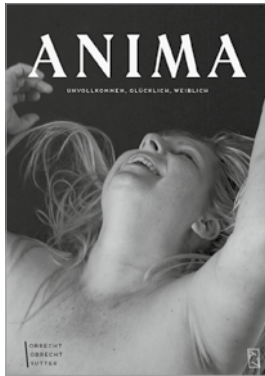
ISBN: 978-3-9524654-3-1

—

W., der Held der Geschichte, ist ein Getriebener, verfallen dem Schreiben.

Es sind, obwohl in Konflikt mit seinem Beziehungsstatus, Verführungsbriefe – geistreich und humorvoll, zärtlich und pornografisch –, die er in verschwenderischem Zwang gleichsam aus sich herausschleudert, beinahe wahllos gerichtet an empfängliche Frauen, die er auf Partnerplattformen und in sozialen Medien akquiriert. So schön die Briefe sind und meist auch verfangen, erzählen sie doch letztlich von nichts anderem als dem Scheitern der Sprache.

Ein Buch, gerade ebenso schön geschrieben und verführerisch wie die Briefe seines Helden.



*Fredy Obrecht, Yvonne Obrecht, Katrin Sutter*

**ANIMA – UNVOLLKOMMEN, GLÜCKLICH, WEIBLICH**

—  
ISBN: 978-3-907238-01-1

—  
Fotos, Gespräche und Gedanken zum Frausein.

In wunderschönen, ungefilterten Aufnahmen zeigen Frauen in diesem Buch die Schönheit ihrer weiblichen Körper – in der ganzen Bandbreite und mitsamt allfälligen Lebensspuren. In Gesprächen sezieren die Frauen zudem schonungslos, was es heißt, Frau zu sein, und warum die Unvollkommenheit lieben zu lernen hilft, sich als Frau glücklich, erfüllt und eben auch sexy zu fühlen.

Ein Plädoyer für eine neue Weiblichkeit

*Martin und Camilo Jaschke*

**MAMA KANN NICHT KOCHEN – LIEBESERKLÄRUNGEN AN PERFEKT UNPERFEKTE MÜTTER**

—  
ISBN: 978-3-9524924-2-0

—  
Martin und Camilo Jaschke sind von den miserablen Kochkünsten ihrer Mutter fasziniert. Aus der Not eine Tugend machend, haben sie ihre Erfahrungen mit den mütterlichen Kochunfällen niedergeschrieben. Entstanden ist ein Buch mit kurzweiligen und amüsanten Geschichten aus Kinderhand und Erfahrungsberichten von prominenten Müttern und Fachfrauen.



**MEHR LIEBLINGSBÜCHER AUF**

[www.arisverlag.ch](http://www.arisverlag.ch)

**FOLGE UNS AUF FACEBOOK UND INSTAGRAM**

[www.facebook.com/arisverlag](http://www.facebook.com/arisverlag)

[www.instagram.com/arisverlag8424](http://www.instagram.com/arisverlag8424)